

AUFSCHREIBESYSTEME

1980/2010

In memoriam Friedrich Kittler

Editorische Vorbemerkung

Die getippte Habilitationsschrift von Friedrich A. Kittler beginnt, anders als die ansonsten kaum überarbeitete Publikation, mit einem spanischen Zitat aus J. L. Borges' *El Inmortal*:

Cautelosamente al principio, con indiferencia después, con desesperación al fin, erré por escaleras y pavimentos del inextricable palacio. (Después averigüé que eran inconstantes la extensión y la altura de los peldaños, hecho que me hizo comprender la singular fatiga que me infundieron.) Este palacio es fábrica de los dioses, pensé primeramente. Exploré los inhabitados recintos y corregí: Los dioses que lo edificaron han muerto. Noté sus peculiaridades y dije: Los dioses que lo edificaron estaban locos.¹

Auf der zweiten Seite, auch nicht in der gedruckten Fassung der Arbeit, folgt das ganze Drama in der frommen Frage Roger Waters' von Pink Floyd: «Mother, should I trust the government?». Und auf der dritten Seite, ohne Euler'sche Gleichung, wie sie der Publikation voransteht, beginnt die lange Kritik des deutschen Seufzers ach!, mit dem um 1800 Dichtung anfängt – eine Untersuchung, an der sich ein Streit der Gelehrten entzündete, welcher den Fragenden, mit oder ohne Mutterkonsens («Mother, will they put me in the firing line?»), tatsächlich in die Schusslinie schob.

Als Friedrich Kittler im vergangenen Oktober starb, insinuierten Zeitungen, um auf den Eigensinn seiner Arbeiten zu verweisen, einen institutionellen Aufruhr: Dreizehn Gutachten seien notwendig gewesen zur Durchsetzung der *venia legendi* an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Uns interessierten die Texte, die sich über einen Zeitraum von zwei Jahren mit einem Programm auseinan-

dersetzten, das mittlerweile (zumindest im deutschen und US-amerikanischen Sprachraum) zu den theoretischen Grundlagen der Medienwissenschaft gehört: *Aufschreibesysteme 1800/1900* (München 1985), *Discourse Networks 1800/1900* (Stanford, CA 1990). Denn aus der anti-hermeneutischen Wende, die hier programmatisch im Feld der Literatur statuiert wurde, vermochte die noch junge Medienwissenschaft im Verlauf der 1980er und 1990er Jahre enormen forschungsstrategischen Gewinn zu ziehen. Mit der Betonung operationaler Aspekte hat sie die Entzifferung vor-sinnhafter, d. h. insbesondere medientechnischer Strukturen, zu ihrer originären Forschungsagenda gemacht und dieses Kompetenzversprechen – nämlich die Probleme eines Faches auf einer anderen Systemebene diskutieren zu können – erfolgreich in eine universitäre Institutionalisierung ummünzen können, die zu einer Proliferation origineller Themen und Fragestellungen führen sollte.

Auf Nachfrage schickten uns damalige Kommissionsmitglieder die neun einzelnen Gutachten, das gemeinsame Kommissionsgutachten und das Sondervotum. Diese Texte schienen uns von außerordentlichem Interesse als Dokumente einer Genealogie der Medienwissenschaft aus der Selbstreflexion verschiedener Disziplinen und aus der Schwierigkeit, den je blinden Fleck des eigenen Denkens – der von Kittler damals als Technikvergessenheit identifiziert wurde – in den Blick zu nehmen. Mit für uns erstaunlicher Offenheit für das Neue und auf hohem Niveau verhandeln sie epistemologische, methodische und sprachliche Probleme eines Textes, der systematisch Ränder und Grenzen der Wissenschaftlichkeit abschreitet. Deutlicher als es von heute aus rekonstruierbar wäre, diskutieren die Gutachten, inwiefern Kittlers Arbeit in etablierte Wissensordnungen einschlägt.

Daher haben wir uns, im Einverständnis mit den Autoren, entschieden, die Gutachten als Einblick in eine für uns zentrale Auseinandersetzung zu veröffentlichen, die Kittler mit seiner Arbeit ausgelöst hat. Die Texte zeigen dabei zugleich, dass es nicht nur methodische, sondern auch stilistische und didaktische Fragen waren, die die Gutachter (übrigens allesamt Männer) beunruhigte. Nach den ersten kontroversen Gutachten hat Kittler seiner Arbeit ein Vorwort beigelegt, auf das sich die späteren Gutachten beziehen. Dieses Vorwort hat er nicht in die Publikation aufgenommen. Da die Dokumente aber ohne dieses nicht immer verständlich werden, drucken wir es, Kittlers akribischem Archivgeschmack folgend, ebenfalls ab. Einige

der Gutachter kommentieren ihren Text zusätzlich aus der Gegenwart, einer lud uns zum Gespräch ein.

Glücklicherweise – oder vielleicht: «nicht zufällig» – fiel der Fall Friedrich Kittler ans Deutsche Seminar in Freiburg im Breisgau, wo diskursive und nicht-diskursive Auseinandersetzungen zu Geist und Politik der Wissenschaft im vollem Gang waren. Der Philosoph Prof. em. Rainer Marten, Mitglied der Kommission und Gutachter, erinnert sich an «reichlich Methodenstreit. Die explodierende Linguistik hatte neue Begrifflichkeiten und Methodik angeregt. Es verwunderte nicht, dass etwas übersprang in andere Disziplinen. Hier wollte aber jemand etwas ganz anderes. «Das ganz Andere» hebe ich mir sonst für die absoluten Regionen auf – aber in diesem Falle ist es sehr konträr zum Etablierten gewesen.»

Die Habilitationskommission verhandelte eine Arbeit, die offenbar aus dem Rahmen fiel, deren Methode, obwohl erkennbar auf strukturelle Philosophie rekurrend, diese jedoch auf mathematische Füße stellte – eine Arbeit, die schreibend an Sprache selbst arbeitete. Zur Freiburger Geschichte der Germanistik und Literaturwissenschaft, in der «um 1980» das Projekt historisch-materialistischer Literaturwissenschaft ebenso vertreten war wie die Psychoanalyse, der Strukturalismus und der Beginn der Gender Studies, gehörte auch eine direkte, schonungslose Konfrontation in der Auseinandersetzung. Rainer Marten berichtet, dass er, fasziniert, zunächst aber nicht überzeugt, den Habilitanden kurzerhand aufsuchte: «Er hat merkwürdige Dinge zu dem, was ich sehr gut kenne, zu Platon gesagt, dass mir es nicht ganz geheuer war. Und ich sah aber: Es ist geheuer. Er macht etwas, was nicht meine Sache ist, aber er ist entschieden darin, konsequent und bereit durchzuhalten, was er sich vorgenommen hat.»

Zur Freiburger Geschichte am Deutschen Seminar gehört sicher auch, dass es kaum fünf Jahre zuvor eine ebenfalls fachlich fundamental geführte Debatte um die Doktorarbeit von Klaus Theweleit gegeben hatte, die nachmaligen *Männerphantasien*, und auch dieser Fall reicht in den Streit der Methoden und Politiken der Kommissionsarbeit hinein. Kurz gesagt: Es gibt Anlass genug, dieser Geschichte als einer der Institutionen, der Wissenspolitiken und der sich ausdifferenzierenden Medienwissenschaft nachzugehen. Wir beschränken uns, um anlässlich des Todes von Friedrich Kittler nach der Lebendigkeit von Diskursbegründung zu fragen, darauf, die Gutachten aus dem Status des Phantomhaften zu entlassen, um die Diskussion zu eröffnen.

Wiedergegeben wird der ungekürzte Text sämtlicher Gutachten. Dabei gelten folgende Regeln:

- Das Vorwort und die Gutachten sind in der alten Rechtschreibung belassen
- Schreibfehler in den Manuskripten werden mit [!] markiert
- Hervorhebungen werden generell kursiv wiedergegeben
- Streichungen werden durch geschweifte Klammern markiert {...}
- Hinzufügungen werden durch spitze Klammern markiert <...>
- die Seitenzählung der Typoskripte wird durch |...| ausgewiesen
- Anmerkungen der Herausgeber stehen in eckigen Klammern [...]

Das «Vorwort» von Friedrich Kittler ist aus der ansonsten chronologischen Anordnung der Texte herausgenommen und den Gutachten vorangestellt, weil es – obwohl von ihm nicht weiter verwendet – ein wichtiges Dokument einer anderen Gattung ist. Entstanden im Sommer 1983 lag es erst Rainer Marten, Manfred Frank und Wolfram Mauser beim Verfassen ihrer Gutachten vor.

Unser Dank gilt allen damaligen Kommissionsmitgliedern für ihre Unterstützung, insbesondere Heinrich Bosse, Hans-Martin Gauger, Manfred Schneider und für das Gespräch Rainer Marten. Darüber hinaus Ruth Doersing, Marcel Lepper und Ulrich Raulff vom Deutschen Literaturarchiv Marbach für ihre Recherche und Susanne Holl für die Erlaubnis zum Abdruck des «Vorworts» von Friedrich Kittler.

UTE HOLL / CLAUDIA PIAS

1 «Zuerst verstoßen, dann gleichgültig, schließlich verzweifelt irrte ich über Treppen und gepflasterte Höfe dieses unentwirrbaren Palastes. (Später stellte ich fest, daß Breite und Höhe der Stufen ungleich waren, worin ich die Erklärung für die sonderbare Müdigkeit, die sie mir bereiteten, fand.) «Dieser Palast ist ein Bauwerk der Götter», dachte ich

zunächst. Ich durchforschte seine unbewohnten Gemächer und verbesserte mich. «Die Götter, die ihn gebaut haben, sind tot.» Ich achtete auf seine Eigenheiten und sagte: «Die Götter, die ihn gebaut haben, waren wahnsinnig.» Jorge Luis Borges, *Der Unsterbliche*, in: ders., *Gesammelte Werke. Erzählungen 1949–1970*, München, Wien (Carl Hanser) 1981, 13f.



0

FRIEDRICH KITTLER

ohne Datum

Kittler

AUFSCHREIBESYSTEME 1800/1900

Vorwort

Das Wort Aufschreibesystem steht (übrigens schon als Zitat aus einer anderen Sprache) in Schrebers *Denkwürdigkeiten* und vertritt dort die Frage, was wo in wessen Namen und an welche Adressen zu Papier kommt. Es scheint ein gutes Wort, um Literaturgeschichte auf einer elementaren Ebene zu treiben – als Geschichte der Praktiken, deren Zusammenspiel eine Schriftkultur ausmacht. Thema sind also einfach Sprechen und Hören, Schreiben und Lesen.

Schon eine solche Themenstellung weicht ab von den Grundannahmen, unter denen Geistesgeschichte und Literatursoziologie die Gegebenheit literarischer Texte angegangen sind. Die Geistesgeschichte hat den Informationskanal Schrift, in dem Literaturen seit langem vorliegen, übersprungen in Richtung auf einen Sinn, den die Schrift zwar befördert, aber in seiner Intelligibilität untangiert läßt. Thema wurden keine Buchstäblichkeiten, sondern Weltanschauungen oder Gedankengebäude, weil erst sie als geschichtlich und geschichtsmächtig galten. Die gängige Literatursoziologie hat, gerade umgekehrt, Texte vor allem als Widerspiegelungen gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse gelesen, deren Paradigma bekanntlich Arbeit und nicht Information ist. Dampfmaschinen und Webstühle (auch bei Goethe) wurden Thema, aber keine Schreibmaschinen.

Vorliegendes Buch dagegen geht davon aus, daß nicht erst der Geist und nicht nur die Arbeitsprozesse Literaturgeschichte machen. Wenn literarische Texte Geschichte sind und haben, berührt das den Stand der Informationstechniken – programmatisch und nicht nur mimetisch. Und wenn Poesie Nachricht ist, kann sie als Technik analysiert werden, anstatt (wie seit Schivelbusch wieder üb-

lich) in gelegentlichen Reflexen auf andere Techniken. Wie Schriftsteller die Eisenbahn, diese Muskelarbeitersparnis, erlebt haben, ist sicherlich literaturhistorisch wichtig. Wie Literatur selber als Ausweitung oder Ersatz des Zentralnervensystems fungiert, ist noch um einiges wichtiger.

Einer literaturwissenschaftlichen Methode, die nach Maßgabe ihres Gegenstandes vorgeht und Begriffe nicht vom Außen einer Philosophie, Soziologie oder auch Psychologie übernimmt, begegnet also zunächst und zuerst die scheinbare Äußerlichkeit Information. Elementares Datum ist, daß Literatur (was auch immer sie sonst sein mag) Daten verarbeitet, speichert, weitergibt. Und daß solche Datenakquisitions-, Datenspeicherungs- und Datentransmissionssysteme, wenn es sie in Gestalt von Texten gibt, dieselbe technische Positivität wie bei Computern auch haben.

In Frage stehen also Texte auf der Ebene ihrer puren Existenz, nicht erst in dem, was sie besagen oder darstellen, widerspiegeln oder kritisieren. Dergleichen Gehalte mögen in der Perspektive von Lesern wohl allen Vorrang genießen. Eine wissenschaftliche Textanalyse, weil für sie auch Lesen ein Forschungsthema und keine Selbstverständlichkeit darstellt, tut aber gut daran, die materielle Basis Information im Blick zu behalten. Nüchtern besehen, sind Bücher Mengen gedruckter Wörter. Und unter Bedingungen einer Gegenwart, die ganz andere Datenverarbeitungstechniken als Bücher kennt, lautet die dringliche Frage, was Wörter leisten und was sie nicht leisten, nach welchen Regeln sie aufgeschrieben und gespeichert werden, nach welchen Regeln gelesen und ausgelegt. Ziel ist der Entwurf eines Organisationsplans für den Nachrichtenfluß, den wir Literatur nennen, die Angabe der einzelnen Instanzen und Positionen, die nach Shannons Schema Quelle/Sender/Kanal/Empfänger zusammengeschaltet sind: Wer firmiert als die Quelle, die von Texten zur Sprache gebracht wird, wer als Textverwalter oder -interpret, der sie selber zur Sprache bringt? Wer darf an den Platz eines Schreibers treten und wer an den der Leserschaft? Nicht weniger und nicht mehr soll |III| der Titel Aufschreibesysteme besagen.

Eine allgemeine Problemstellung, die sichtlich von Medientheorien und Kybernetik geprägt ist. Aber im Unterschied zu vielen anderen Versuchen, Literaturwissenschaft in Informationstheorie einzubetten, erprobt vorliegendes Buch seine allgemeine Problemstellung an historischen Lagen. Auch und gerade nachrichtentechnische Begriffe sollen literarische Gegebenheiten weder formalisieren

(Bense, Eco) noch idealisieren (H.D. Zimmermann). Während solche Literaturtheorien Shannons (meist auch noch um die Nachrichtenquelle amputiertes) Schema als zeitlose Invariante handhaben, geht es hier gerade umgekehrt um seine Besonderungen in Raum und Zeit. Welche Bedingungen eine gegebene Kultur an die Funktion von Schreibern knüpft und welche anderen an die von Lesern und Interpreten – das sind Fragen über die Idealisierungen hinaus, von denen es zumal in Habermas-Nachfolge genügend gibt. Den Idealtheorien haftet zumindest der eine Mangel an, hochkomplexe Nachrichtensysteme wie das literarische auf Elementarmodelle zu reduzieren, wenn sie nicht gar – in einem zweiten Schritt – dem Faktum Literatur mit Normierungsversuchen entgegentreten.

Information aber ist ein technisches und kein philosophisches Konzept. Es eignet sich besser zur Analyse vorgegebener Datenflüsse als zum Entwurf kommunikativer Wunder. Die Frage heißt nicht, wie komplexe Gesellschaften dazu zu bringen wären, eine vernünftige Identität auszubilden, sondern wie bestimmte Nachrichtennetze es wirklich dahin gebracht haben, vernünftig zu heißen. Das beschäftigt an alltäglichen Situationen Pragmalinguisten nach ihrer Abkehr von Idealmodellen (Wunderlich, Ehlich), das beschäftigt angesichts historischer Lagen das vorliegende Buch.

Auch Analysen von Gegebenheiten setzen freilich eine Art Idealisierung voraus. Es ist die Annahme, daß empirische Situationen ihre Standards haben. Sonst wäre jede Beschreibbarkeit über |IV| bloßes Protokollieren hinaus ausgeschlossen. Aber wie vor allem Ethnomethodologen (Garfinkel, Hymes u.a.) gezeigt haben, bleiben Positionen in einem Nachrichtennetz nie nur individuell. Weil eine jede Kultur bei Daten Bedingungen des Zugangs und der Verwaltung, des Gebrauchs und der Weitergabe aufstellt, können die jeweils beteiligten Individuen als Funktions-träger behandelt werden. (Für technische Medien liegt das auf der Hand.) Deshalb scheint es aber auch nicht unmöglich, die Plätze z.B. des literarischen Autors, seiner Leser/innen und seiner Interpreten für einen gegebenen Zeitraum zusammen anzuschreiben. Das hat literaturhistorisch den Vorteil, Bestimmungen noch auf einer Ebene treffen zu können, die mehr Texte einschließt als die hermeneutischen Letztbestimmungen Autor, Werk, Gattung, aber auch nicht nur Epochenstil, Zeitgeist, Kulturmorphologie bleibt. (Funktionen in einem Regelkreis sind definierter und vor allem berechenbarer als Intentionen oder Gestalten.) Und es hat literatursoziologisch den Vorteil, so

globale Titel wie «Gesellschaft», «Kritik», «Affirmation» durch namhafte Instanzen und nachweisbare Aufgabenbereiche zu ersetzen. Weshalb vorliegendes Buch durchweg auf einer Ebene nur mittlerer Verallgemeinerung argumentiert und d.h. anstelle von bloßen Eigennamen einerseits, von zeitlosen Wesensbestimmungen andererseits die Standesbezeichnungen und Sozialtypen, die Geschlechter- und Altersrollen bevorzugt.

Um nun derart standardisierte Funktionen anschreiben zu können auf einem Feld, das üblicherweise sehr anders, nach Eigennamen und Biographien nämlich aufgeschlüsselt wurde, ist ein Verfahren systematischer Vergleichung angeraten. Erst im Kontrast zu alternativen Möglichkeiten zeichnet sich der Organisationsplan eines gegebenen Systems ab – durch die Funktionen, die er einbezieht, ebenso sehr wie durch die, die er ausschließt. Für diesen Vergleich scheint es notwendig und hinreichend, das literarische Nachrichtennetz zweier unterschiedlicher Zeitpunkte zu rekon|V|struieren. Notwendig, weil erst in der Differenz die Funktionen von ihren jeweiligen Trägern oder Ausfüllungen abtrennbar werden. Aber auch nicht mehr als hinreichend, weil natürlich kein historisches Nachrichtennetz so voraussetzungslos ist, wie das erste untersuchte System zu Anbeginn scheinen muß. Ein Mißstand, dem wenigstens insofern Rechnung getragen wird, als jeweils vor der Analyse eines synchronen Nachrichtensystems Einleitungskapitel seine historischen Voraussetzungen in Erinnerung rufen.

Der Systemvergleich in historischer Absicht und von zwei oder mehreren Zuständen ist ein verbreitetes Verfahren moderner Historik, die ja im Unterschied zur überkommenen Geistesgeschichte an synchronen Funktionszusammenhängen interessiert ist. Er kann geradezu als gemeinsamer Nenner der Untersuchungen gelten, die Kuhn oder Bachelard für die Geschichte der Naturwissenschaften, Canguilhem oder Foucault für die Geschichte der Menschenwissenschaften unternommen haben. In Hinsicht auf Literatur(en) scheint ein solcher Vergleich zwar noch nicht versucht, aber es gibt doch bei Foucault – in der *Ordnung der Dinge* und anderen Schriften – inhaltlich wie methodisch beträchtliche Vorarbeiten zu einem solchen Projekt.

Einige von den methodischen Entscheidungen Foucaults, der ja für Systeme schriftlicher Nachrichten den Grundbegriff Diskurs aufgebracht hat, übernimmt vorliegendes Buch. Um solche Systeme und den Paradig-mawechsel zwischen ihnen zu rekonstruieren, ist es nicht

unumgänglich, die untersuchten Zustände zur Gestalt eines einzigen Zeitkontinuums zu bringen. Im Gegenteil liegt vieles daran, sie so schmal wie Momentaufnahmen zu halten, ohne die Zwischenzeiten mit Spekulation zu überbrücken. Und speziell für den untersuchten Zeitraum hat schon Heidegger postuliert, das 19. und «zweideutigste Jahrhundert» könne «nie auf dem Wege einer Beschreibung des Nacheinanders seiner Abschnitte» verstanden werden. «Es muß von zwei Seiten her gegenläufig eingegrenzt [VI] werden, vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und vom ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.»¹ Also haben die zwei Zustände von Literatur, die hier beschrieben werden, jeweils die zeitliche Breite nur einer Generation (1800 ± 15, 1900 ± 15). Unter solchen Begrenzungen erst, wie datierte Quellennachweise sie auch durchgängig belegen, ist es nämlich einigermaßen wahrscheinlich, zu ihrer Zeit effektiv gewesene Funktionszusammenhänge anzutreffen und bei aller unumgänglichen Standardisierung einen Raum nachweisbarer Interaktionen zu behandeln.

Der Preis bei solchen methodischen Zäsuren oder Sektionen ist es natürlich, erstens für historischen Wandel in Großzeiträumen keine Kausalerklärungen liefern zu können und zweitens eventuelle Modifikationen noch unterhalb einer untersuchten Zeiteinheit nicht zu statuieren. Was den ersten Punkt angeht, eröffnet die Methode, so wie Foucault sie entwickelt und in der *Archäologie des Wissens* auch begründet hat, doch erst einmal die Chance, jene Paradigmen und Parameter zu isolieren, für deren Wechsel dann Kausalerklärungen beizubringen wären. Das ist in der Literaturgeschichte, vor allem wo sie Zeitabläufe auf fertige Vorstellungen etwa von Aufklärung oder Reflexionsbewegung bezieht, nicht immer garantiert – mit dem Ergebnis terminologischer Anachronismen. Die andere Beschränkung der Methode kann immerhin als Korrektiv gegenüber der verbreiteten Neigung dienen, Neuerungen auf literaturgeschichtlichem Feld grundsätzlich zu personalisieren – mit dem Ergebnis, daß die konstanten Bedingungen einer Zeitlage hinter lauter Narzißmen des kleinen Unterschieds verschwinden. (Erinnert sei an die üblich gewesenen Darstellungen von Weimar und Jena, Klassik und Frühromantik.)

Trotz dieser zwei Beschränkungen ist die systemvergleichende Methode, welche Vorwürfe auch immer an die Adresse «Strukturalismus» gerichtet wurden, an nichts mehr interessiert als an Veränderung. Die zwei Zustände von Literatur, die vorliegendes Buch behandelt,

sind ausgewählt nach dem einen leitenden Gesichtspunkt, jeweils ebenso elementare wie folgenreiche Innovationschübe schriftlicher Datenverarbeitung zu repräsentieren. Mit dieser Fragestellung rückt Veränderung selber ins Untersuchungszentrum. Denn so gewiß jede neue Zeit etwas an literarischen Praktiken modifiziert, so selten sind doch die Einschnitte, die ans Konzept Literatur selber rühren. An ihnen und nur an ihnen kann exemplarisch deutlich werden, wie geschichtsblind die Verwendung von Termen wie Autor oder Werk als invarianter Grundbegriffe wäre. Veränderungen auf Systemebene stellen eine ganze Regularität der Nachrichtenverarbeitung (und damit auch scheinbare Grundbegriffe) zur Disposition. Sie werfen also zugleich die Sachfrage nach der Einheit des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches und die Methodenfrage nach einer Begrifflichkeit auf, die vor ihnen Bestand hätte. Das mag ihrer Analyse, über die direkten Befunde hinaus, etwas Exemplarisches geben.

Daß es Innovationschübe im Literarischen (und nicht nur im wohlbekanntem Technischen) gegeben hat, muß freilich erst einmal gezeigt werden. Einer solchen These steht zumal die Annahme einer gesamteuropäischen Literaturtradition (in Gattungskonstanzen und Themenfeldern, wo nicht gar in hermeneutischen Überlieferungshorizonten) entgegen. Indizien, die für sie sprechen, sind zunächst Selbstzeugnisse und Selbstverständnisse von Beteiligten, die tatsächlich zu keinem der untersuchten Zeitpunkte fehlen – und das im Unterschied zum Epigonenbewußtsein etwa von 1820 oder 1865. Aber solche Bekundungen revolutionärer Umbrüche könnten auch nur Figuren einer verbreiteten neuzeitlichen Rhetorik sein. Beweiskräftig sind erst Daten und Belege, die diesseits von allem Meinen einen Umbruch in den Kulturtechniken selber zeigen.

Für die zweite Zäsur, die hier zur Untersuchung steht, läßt die Sachlage kaum Zweifel, daß mit der Serienreife der Datenverarbeitungsapparate Schreibmaschine (Remington II von 1878), Phonograph (1887) und Film (1895) Literatur überhaupt einen veränderten Stellenwert erhalten hat. Schrift, Akustik und Optik treten auf historisch nie dagewesene Weise auseinander – die literaturwissenschaftliche Medienforschung ist sich wenigstens soweit einig. (Einmal abgesehen von der Schreibmaschine, der ja einzig McLuhan, von Hause auch(!) Literaturwissenschaftler, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat.)

Und weil der Innovationsschub von 1900 ein weltweites Phänomen war, können die Effekte und Reaktionen, die er

im Literarischen auslöste, auch in einer germanistischen Untersuchung nicht nur mit deutschen Texten belegt werden. Auf Villiers, Mallarmé, Proust, Marinetti, Apollinaire und Valéry, auf Stoker, Doyle, G. Stein und W. James fallen wenigstens Streiflichter.

Der andere Innovationsschub aber, der hier Thema ist, wird selten als solcher beschrieben. Personalisierende Literaturgeschichtsschreibungen haben ihn dem einen Goethe zugeordnet. Erst in letzter Zeit gibt es Versuche, die Literaturrevolution der Goethezeit in systematischen und anonymen Begriffen zu beschreiben. So hat Bosse die Entstehung des Urheberrechts, Weimar die der Literaturwissenschaft behandelt. In Fortführung ihrer Fragen und Ergebnisse werden hier die Reformen der Schreib- und Lesepraktiken Thema, die zu jener Zeit das Medium Buch (auch ohne technische Konkurrenz) revolutioniert haben. These ist, daß sehr einfache und technische Handgreiflichkeiten, weil sie eine allgemeine Alphabetisierung möglich machten, die materielle Basis der klassisch-romantischen Literatur in ihrem Erfolg selber gewesen sind. Und weil bei diesem Innovationsschub namens Bildung – in seinem Unterschied zur ersten industriellen Revolution – Deutschland führend war², bleiben die Belege im ersten Teil auf deutsche beschränkt. |IX|

Der unterschiedlichen Evidenz und Lokalität jener zwei Zäsuren entspricht, daß die Argumentation beim Schnitt von 1900 auf weite Strecken den Vorarbeiten einschlägiger Medientheorien (McLuhan, W.J. Ong) und Literaturgeschichten (Schanze, Kaes) folgen kann, beim Schnitt von 1800 indessen erst einmal elementare Daten beizubringen hat. Ethnologien und Historiken der Alphabetisierung (etwa Goody und Puret/Ozouf) decken meist relativ große Zeiträume ab, die dann Schriftkultur überhaupt oder Druckkultur überhaupt heißen. Im Blick auf das literaturwissenschaftlich wieder sehr akute Problem Periodisierung scheint es aber angebracht, historischen Wandel auch noch innerhalb solcher Großformationen zu untersuchen. Erst dann tritt der Unterschied zwischen einer allgemeinen Alphabetisierung, wie sie um 1800 einsetzt, und früheren Formen gelehrter Druckschriftlichkeit so zu Tage, daß er strikt synchrone Veränderungen auch des Literaturkonzepts erklären kann. Weil diese Etappe des Mediums Buch von den klassischen Medientheorien übergangen wird, müssen Belege für sie aus historischen Lesesozio- logien (Schenda, Engelsing, Gessinger), vor allem aber aus den großartigen und minutiösen Kulturgeschichten der positivistischen Epoche (Büngers, Kehr, Stephan, Paul-

sen u.a.) zusammengezogen werden. Im Positivismus, der ja Schreiben und Lesen auch systematisch, nämlich experimentell durchgemessen hat, ist ein immenses, von der Geistesgeschichte nur wieder verdecktes Wissen über Nachrichtensysteme gespeichert gewesen. Es braucht mit bekannten Fakten der Literaturgeschichte nur noch korreliert zu werden, damit eine Historik des Diskurses Möglichkeit wird.

Zusätzliche Absicherung erfahren die zwei Schnitte, so wie sie in literaturhistorischer Absicht durchscheinbare Kontinuum deutscher Dichtung gelegt werden, durch Korrelation mit anderen Wissensformen. Elementare Regelungen von Schreiben und Lesen müssen ja Effekte weit über Literatur im engen Sinn hinaus zeitigen. Beide Zäsuren stimmen in ihren Daten denn auch mit Be|X|funden überein, die Foucault an sehr anderen, nämlich wissenschaftlichen Diskursen gemacht hat. Zu vergleichbaren Ergebnissen ist ferner Derrida gelangt, als er bei Rousseau ein neues Verhältnis zwischen Alphabet und Stimme (*De la gramma- tologie*) sowie zu Zeiten Freuds den Einbruch technischer Telekommunikationsmittel in die Schriftdatenverarbeitung feststellte (*La Carte postale*). Gleichwohl riskiert vorliegendes Buch – von seinem ganz anderen Belegmaterial einmal abgesehen – auch methodisch einen Schritt über Foucaults Diskursanalyse und Derridas Grammatologie hinaus.

Was zunächst Derrida angeht, so wird der Grammatologie oder philosophischen Schrift-Theorie ihre spekulative Methode überall dort zum Hemmschuh, wo exegetische Verfahren nicht mehr ausreichen. Niemand kann die Letternfolge einer Schreibmaschinentastatur denken oder interpretieren. Was beizubringen bleibt, sind empirische Daten über Zeitpunkt und Absicht einer solcher Standardisierung – eine Arbeit, die Derrida schon durch die Restriktion seines Belegmaterials auf große und spekulative Texte umgeht. Demgegenüber folgt vorliegendes Buch dem Vorgehen Foucaults und d.h. einem Positivismus, für den die Gleichgültigkeit diverser und anonymer Texte anstelle des philosophischen Kronzeugenanspruchs getreten ist. Welche Textsorten welche Funktionen in einem gegebenen Nachrichtennetz spielen, kann und soll nicht präjudiziert werden. Aber die Zuordnungen zwischen den verschiedenen Disziplinen, die je ein synchrones Wissens- oder Sozialsystem ausmachen, bleiben bei Foucault rationale Konstruktionen des Analytikers und somit kritisierbar. Der Grund dafür ist offenkundig, daß Foucault Regularitäten des Diskurses als denkbare Regeln behandelt,

also kaum auf die materielle Basis Informationsfluß zurückgeht – mit der Folge einer Ausblendung technischer Schwellen aus seinen Analysen.

Auf genau diese Schwellen, sofern sie nicht zu denken, sondern nur zu beschreiben sind, müssen Foucaults Befunde mithin übertragen werden, soll das Ergebnis empirisch s[t]ichhaltiger sein. Eine |X| Transkription, die erstens den Vorteil hat, das Konzept Diskurs wieder dort anzusiedeln, wo es zu Hause ist. Bislang hat Foucault ja stärker auf Sozial- und Geschichtswissenschaften (Donzelot, Baudrillard, Said) als auf eine Literaturwissenschaft gewirkt, die für «Diskurs» gleichwohl sehr zuständig wäre. Und zweitens mag eine technische Relektüre Foucaults oder auch Derridas an wesentlich erweitertem Datenmaterial den Effekt zeitigen, daß sich eine Archäologie strukturalistischer Grundannahmen aus Geschichtsfakten abzeichnet. Nicht umsonst figuriert in der *Archäologie des Wissens* die Schreibmaschinentastatur von 1888 als unersetzliches, aber trügerisch zeitloses Paradebeispiel. In diesem und manchem anderen Fall ist vorliegendes Buch bemüht, Figuren gegenwärtigen Denkens (Knappheit, Unübersetzbarkeit, Verräumlichung) auf historische Entscheidungen zurückzuführen und damit zu limitieren.

Als Vokabular zur Überführung philosophischer Theorien in historische Befunde ist das technische geeignet. Wenn vorliegendes Buch durchgängig Begriffe aus Nachrichten-, Schaltungs- und Regelungstechnik auf Gegebenheiten der Literatur und Schriftkultur anwendet, dann in möglichst großer Präzision und ohne metaphorische Einschränkungen. Denn dieses Vokabular ist die einzige Sprache, die die behandelten Sachverhalte weder rationalisiert noch idealisiert. Neutral gegenüber den untersuchten Textsorten und Wissensformen, also zum Beispiel weder philosophisch noch psychoanalytisch, hat das technische Vokabular – und zwar aus den handgreiflichsten Gründen von der Welt – den Vorzug, unmittelbare Handlungsanweisungen von endlicher Schrittlänge zu geben, also Nachrichtensysteme auf ihren Bauplan hin auseinanderzunehmen.

Dieser Technizismus in bezug auf «schöne Künste» und Literatur mag befremden. Und doch ist er nicht ohne Stützen. Heidegger hat gezeigt, daß die Dinge, denen wir frei zu begegnen meinen, seit langem vom Wesen der Technik (und das hieß für Heidegger heute: durch Informatik) bestimmt sind. Eine entsprechende Ana|XII|lyse ist möglich bei den Reden, die wir hören, und den Texten, die wir lesen. Sicher ließ Heidegger – nicht immer, aber tendenziell – ein

Reservat jenseits aller Planifikation offen: Dichtung oder Kunst. Aber das ist der kritische Punkt. Wenn Literaturen auch informeller sind als die Gebäude gleichzeitiger Wissenschaften und Institutionen, dann koppelt sie das noch nicht von ihnen ab. Vielleicht stellt es nur operative Möglichkeiten sicher. Und schon methodisch erscheint es ergiebiger, dort, wo die Kunstmetaphysiken (vor denen auch Linke nicht gefeit sind) ein autarkes Reich oder gar die kritische Wahrheit einer Gesellschaft erblicken, Funktionszusammenhänge zu unterstellen, die Literatur also probeweise wie eine soziokulturelle Lenkungstechnik unter anderen zu analysieren. Im Unterschied zur gegenteiligen Annahme erlaubt eine solche Hypothese wenigstens Verifikationen bzw. Falsifikationen.

Dasjenige, was Christa Bürger – in einem historisch eingeschränkten Sinn – Institution Kunst genannt hat, wird also hypothetisch verallgemeinert und mit anderen Institutionen korreliert, um – über Bürgers Frage hinaus – die Systemstelle von Literatur zu einem gegebenen Zeitpunkt zu ermitteln. Dabei geht es nicht um die natürlich längst untersuchten Einflüsse bestimmter Wissenschaften oder Institutionen auf Einzelautoren, sondern um die Möglichkeitsbedingungen solcher Einflüsse. Daß zum Beispiel die Dichtung der Goethezeit enge Beziehungen zum Deutschen Idealismus aufgenommen hat, ist zur Genüge bekannt. Aber wie die Systeme von Poesie und Philosophie organisiert gewesen sein müssen, um jeweils ein Interface zum anderen System zu haben, muß auf einer anderen Ebene als der von Einflüssen und Wirkungen verhandelt werden. Solche Fragen sind nur lösbar durch Analyse realer Institutionen und nachweisbarer Adressierungen.

Die Analyse der Adressierungen erlaubt es zunächst, die einschlägigen Wissensformen und Institutionen namhaft zu machen. Texte haben, wie sich pragmlinguistisch zeigen läßt, grundsätzlich Ränder, die sie in einen Nachrichtenfluß eingliedern. |XIII| Aus Titeln, Vorreden, Widmungen, Offenen Briefen und dergleichen geht wohl am klarsten hervor, aus welchen Quellen literarische Texte gespeist sind und an welche Adressen der Lektüre, Verwertung, Interpretation usw. sie gehen. So ergibt sich, ganz wie bei Briefen, aus den Daten für Sender und Empfänger ein nachweisbares Nachrichtennetz (Pestalozzi/Mütter/Beamte, Goethe/Hegel, Schreiber/Flehsig usw.).

Das empirische Vorgehen ist deshalb so notwendig, weil die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Literatur und anderen Wissensinstitutionen so oft und gern

von eben jenen interessierten Institutionen präjudiziert wurde. Auf seine Weise hat Freud die Dichter genauso für sich reklamiert wie vormals Hegel. Solche teils überlieferten, teils auch institutionell oder akademisch verankerten Zuordnungen schreiben etwas systematisch fest, was historisch variabel ist und in seiner Variabilität untersucht werden müßte. Darum ist das Faktum, daß es überhaupt Referenzwissenschaften von Literatur gibt, wichtiger als ihre wechselnden Namen. Statt einmal mehr über Themen wie «Dichtung und Philosophie», «Literatur und Psychoanalyse» zu handeln, unternimmt vorliegendes Buch den Versuch, ein Feld zu beschreiben, auf dem solche Kopplungen datierbare Möglichkeiten sind. Was zugleich einschließt, das Unmöglichwerden und die Ersetzung bestimmter Kopplungen durch andere nachzuzeichnen. Erst so lassen sich Leistungen und Grenzen derjenigen Diskursnetze angeben, die faktisch etabliert gewesen sind.

Bei diesem Nachrechnen aber geht es nicht darum, irgendwelche alternativen Modelle vorzuschlagen (wie denn vorliegendes Buch Alternativen, statt sie lediglich anzudeuten, als undenkbar beiseite läßt). Es geht nur um einen Schritt zurück hinter die etablierten Kopplungen. Gar nicht zu bestreiten ist, daß Werke der Klassik-Romantik von der ihnen gleichzeitigen Philosophie optimal erschlossen wurden oder daß viele moderne Texte nach einer Psychoanalyse nachgerade rufen. Selten aber wird nach den |XIV| historischen Möglichkeitsbedingungen solcher Verwandtschaften und Interpretabilitäten gefragt. Der sogenannte Methodenpluralismus in seiner Beliebigkeit mag eine Folge dieser Unterlassung sein.

Wenn dagegen der Nachweis gelingt, daß und wie Literaturen jeweils im Kontext mit angebbaren Referenzwissenschaften sprechen, verschwinden die Legenden von einem Autor, der sagen kann, was er will, und einem Leser, der denken darf, was ihm einfällt. Wie alle hier vorgeschlagenen Konzepte dient auch das der Intertextualität (Kristeva) einer Limitierung. Literatur, statt auf Erfahrungen zurückzugehen, wird zur positiven Figur in historischen Feldern. Nach McLuhan ist der Inhalt eines Mediums stets ein anderes Medium. In diesem Sinn fragt vorliegendes Buch nach den Wissensmächten, die für eine gegebene Zeit als Sache der Literatur firmieren und den Spielraum ihrer Sprache festlegen. Das macht die literarischen Inhalte einerseits beschreibbarer, als wenn diese Sachfrage offengelassen würde (etwa für Einfälle oder Erfahrungen). Das erlaubt zum anderen, eindeutige Prioritäten festzustellen. Durch Abzählen nämlich der jeweiligen Systemstelle von

Literatur lassen sich solche Fälle unterscheiden, in denen eine literarische Schreibpraxis nachträglich Wissenschaft wird, und solche, in denen Literatur eine technische oder szientifische Datenverarbeitungspraxis fortschreibt. Allzu oft wird diese Frage im vorhinein und nicht am Material entschieden, teils im Sinn eines grundsätzlichen «Vorausgehens» der «Poesie», gleichgültig ob vor «Philosophen»³ oder vor Psychoanalytikern, teils durch Ausklammerung der Frage selber zugunsten von «Strukturparallelen». Wenn sich dagegen positivistisch zeigen läßt, daß z.B. der freie Reim und die Assoziations Schreibtechniken des Expressionismus aus den Versuchsanordnungen physiologischer Labors hervorgehen (und nicht umgekehrt), ist für die Si|XV|tuierung der angeblich so unverbindlichen Poesie in soziokulturellen Wirklichkeiten einiges gewonnen.

Entsprechendes gilt für den Rezeptionsprozeß. Wiederum hat die Analyse literarisch-institutioneller Vernetzungen zu zeigen, daß und wie gleichzeitige Wissenschaften dasjenige kanalisieren, was dann die Leser zu lesen glauben. Das können, je nach historischer Lage, Buchstaben sein oder Bedeutungen, Stellen oder Werke, Naturbilder oder semiotisch optimierte Codes, derart konträre Konzepte von Text also, wie es sie ohne eine übergeordnete Theoriepraxis gar nicht geben könnte. In der Betonung von Wissensmächten, die Leseakte reglementieren, damit aber historisch in ungezählte Varianten auflösen, unterscheidet sich vorliegendes Buch von einer Rezeptionstheorie, die den literarischen Text als Leerstellenangebot für den idealen Leser beschreibt und damit vielleicht nur kodifiziert, was Interpretieren, wenn sie ihren Textumgang formulieren, manchmal voraussetzen scheinen: sie seien es, die ein Buch zum erstenmal und aus freien Stücken aufschließen. Solchen Idealisierungen gegenüber ist es nicht allzu schwer, Lektüre als eine abhängige Variable zu erweisen, der jeweils schon mehr oder minder professionelle Instanzen vorgeschaltet sind. Und weil die Institution, die als solche Lesen und Schreiben in unserer Kultur verwaltet, Schule heißt, machen beide Teile des vorliegenden Buches Angaben über Schulstrukturen, vom Elementarunterricht bis hin zur Universität.

Um das Institutionelle am Schreiben und Lesen zureichend analysieren zu können, kommen ferner die Wissenschaften, die mit einer gleichzeitigen Literatur verschaltet sind, primär als Institutionen in Betracht. Pädagogik oder Philosophie der Goethezeit, Psychophysik oder Psychoanalyse der Jahrhundertwende müssen nicht in allen theoretischen Verästelungen und Spitzenleistungen beschrieben

werden, um sie intertextuell zu orten. Literaturwissenschaft ist ja nicht für Gedanken oder Argumente zuständig, sondern für Schriften und Lesungen. Es reicht daher |XVI| hin, die von solchen Wissenschaften konstituierten Situationen des Nachrichtenflusses zu rekonstruieren – also etwa den Schul- oder Universitätsunterricht und das Aufsatzschreiben, die psychoanalytische Couch und das physiologische Menschenexperiment. Situationen aber sind nicht etwa das Anekdotische an Wissenschaften, ob nun vom Menschen oder von der Natur; sie sind ihre soziokulturelle Wirklichkeit, wie befremdlich diese auch sein mag (Feyerabend). Was überhaupt zu Papier kommt, wer ein Recht auf Lektüre hat, wie Wissen weitergegeben und examiniert wird – alles entscheidet sich auf dieser Ebene. Deshalb kann es ergiebiger sein, statt der oftmals untersuchten Entsprechungen in Themen und Motiven die Entsprechungen zu ermitteln, die zwischen den Schreib- und Lese-techniken gleichzeitiger Literaturen und Wissenschaften bestehen. Daß Hoffmanns *Goldner Topf* mit seiner Atlantis-Phantasie ein Dicht- und Denkmotiv der Zeit (*aetas aurea*) behandelt, ist zureichend untersucht; nachzutragen bleibt, daß der Erwerb der Fähigkeit, Atlantis aufzuschreiben, eine wahrlich nicht nur fiktive Examenssituation der Zeit ausmacht.

Immer wieder geht es um solche simplen und wohlbekannten Situationen, die gleichwohl kaum erkannt sind, als literarische nicht und auch nicht als wissenschaftliche.⁴ Mehr als eine Legende nämlich hat verhindert, Literatur in diesem empirischen, allzu empirischen Umfeld zu sehen. (Immanente Interpretation schließt es bekanntlich schon definitorisch aus.) Ganze Kapitel im vorliegenden Buch versuchen dagegen den Nachweis, daß Hoffmann, goethezeitliche Reformen des Schreib- und Leseunterrichts sämtlich in Szene setzt oder daß Rilke, wenn er ausgiebigst Lesen und Schreiben beschreibt, ohne die Verschriftungstechniken von Psychophysik und Kunsterziehungsbewegung gar nicht zu denken wäre. Fibelstudium, Aufsatz, |XVII| Versuchsprotokoll, Assoziationstest, Fallgeschichte usw. – all das sind ebenso überindividuelle wie unterschätzte Diskurspraktiken und als Nomenklatur geeignet, den Status literarischer Texte anders denn metaphysisch, nämlich historisch und medientechnisch zu bestimmen.

Aber weil Zuordnungen dieser Art das vertraute Raster literarischer Gattungsbezeichnungen verlassen, haben sie auch ihre methodischen Tücken. Der von Mallarmé sogenannte Dämon der Analogie könnte zu rein figuralen oder

strukturellen Konstellierungen verleiten. Wenn Rilkes Roman eine Agraphie-Simulation bloß in dem Sinn wäre, wie er auch eine Passionsgeschichte ist, hätte sich wenig geändert. Es geht aber eben um institutionelle Zuordnungen, die als solche tunlichst aktenmäßig zu belegen sind. Das gelingt nicht immer vollständig, vor allem nicht bei der hochwahrscheinlichen Beziehung zwischen Hoffmann und Elementarunterrichtsreformern wie Pöhlmann oder Stephani. Hier bleibt noch Raum für Recherchen. Im allgemeinen aber lassen sich behauptete Querverbindungen zwischen literarischen und szientifischen Diskurspraktiken bis ins Biographische hinein nachweisen. In gerader Umkehr der Quellenproblematik bei den beiden historischen Schnitten liegen die Dinge hier am einfachsten im durchforschten Zeitraum Goethezeit (Creuzer und die Günderode, Niethammer und Goethe, Schleiermacher und Preußens Kultusministerium). Schwieriger, aber auch wichtiger sind Nachweise für die Experimentalwissenschaften, für Psychophysik und Aphasieforschung der Jahrhundertwende. Wohl infolge ihrer Abkopplung von uns und unseren Nachbardisziplinen muß überhaupt erst einmal dokumentiert werden, daß und wie die Psychophysik mit Literatur und Literaturwissenschaft⁵ zu tun gehabt hat. Nicht einmal in Mediengeschichten wird – wohl aus Neigung zu Tagesberühmtheiten – die Grundlagenarbeit eines Fourier, Helmholtz, Wundt, Erdmann, Münsterberg usw. nach Gebühr behandelt. So hat denn die |XVIII| Forschungsliteratur über Benn die eminente Bedeutung des Psychiaters Ziehen, der immerhin Nietzsches Arzt und Benns Vorgesetzter war, nicht ein einzigesmal gesehen. Ähnlich direkt und ähnlich unterschätzt sind die Beziehungen zwischen Kafka und einer Parlographenfirma oder zwischen Rilke, Ellen Key und anderen Reformpädagogen. Nur solche quellenmäßigen Nachweise vorschaffen[!] Argumenten vom Typ, daß frühe Benn-Texte Assoziationstests oder daß Rilke-Texte Freie Aufsätze sind, Gewißheit.

In manchen, namentlich berühmten Fällen liegen natürlich schon Studien über Querverbindungen vor (Herrlitz über Niethammer und Goethe; Muschg und andere über Freud und die Schriftsteller; Calasso über Flechsig, Schreber, Freud; Cournot und (auf ihm fußend) Deleuze/Guattari über Kafka und Medientechniken. Über Gertrude Stein und Münsterbergs «Psychotechnik» hat sogar kein geringerer als Skinner gearbeitet.) Damit beschränkt sich die Aufgabe. Es geht nurmehr darum, die Ergebnisse der Vorarbeiten zu integrieren und an ihnen den institutionellen wie den informationstechnischen Aspekt

herauszustellen. Nicht benutzt sind dagegen Arbeiten, die an sich einschlägig wären, aber genau diese Aspekte übersehen oder ausschalten.⁶

Der systematische Vergleich erstens literarischer und wissenschaftlicher Diskurse sowie zweitens ganzer solcher Verschaltungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten erbringt allerdings selber ein Belegmaterial von solcher Fülle und Datiertheit, daß besagte Ökonomie der Sekundärliteraturbenutzung möglich scheint. Zeitgenossen, die ja Betroffene waren, registrieren institutionelle und technische Züge an Literatur meist genauer als Werkinterpretationen aus historischem Abstand. Und das ist beim Einbruch technischer Medien in die Datenverarbeitung nicht anders: Erst nach 1920 erscheinen Sekundär- und Primärtexte (Th. Mann, Hesse) über die technische Reproduktion von Musik im abgeklärten Sowohl-als-auch-Stil. |XIX|

Aus diesem Grund zieht vorliegendes Buch beim Interpretieren – nach dem Prinzip von Schlüssel und Schloß – durchgängig Parallelstellen aus strikt synchronen, aber unterschiedlichen Diskursen heran. Sachverhalte, für die keine Parallelen aufzufinden sind, werden nicht statuiert. Damit fällt zwar schon im Ansatz jedes mögliche hápax legómonon aus, aber als Ertrag der Methode beginnen die parallel geschalteten Texte einander auszulegen. Und gerade daß solche (oftmals wörtlichen) Übereinstimmungen aus unterschiedlichen, wo nicht feindlichen Diskursen stammen, macht sie beweiskräftig. Andernfalls könnte die Parallelität ja auch mit der Redundanz aller Alltagssprachsysteme wegerklärt werden. Georges Typographie von derjenigen Morgensterns her aufzuschließen, würde wenig besagen. Sie auf ideologisch sehr fern stehende Lesephysiologen beziehbar zu machen, kann das Bild Georges verändern. Insofern hat das Kombinieren von Extremen Methode.

Kein Zufall mag es sein, daß dieses generelle Verfahren im Extremfall Flechsig/Schreber, d.h. zwischen einem Psychiater und einem Patienten, besonders klare Resultate liefert. Denn was vorliegendes Buch von der strukturalen Psychoanalyse (Lacan) übernimmt, ist (außer der Trias real/imaginär/symbolisch) nur folgende Hypothese: Zeichen und Reden, da sie niemand hören, bilden eine über die Individuen hinausgehende Vernetzung, die gut freudianisch aus Indizien und Wörtlichkeiten rekonstruiert und d.h. wieder angeschrieben werden kann. Es liegt auf der Hand, daß bei einem solchen Verfahren alles an rationellen und sicheren Umgrenzungen des jeweiligen Corpus liegt. Dieses Corpus darf z.B. die Informationsdrei-

ecke Flechsig/Schreber/Freud oder Hegel/Krug/namenlose Dichterleserin einschließen, nicht aber die jeweiligen Interpreten Calasso oder Henrich. Keine Forschungsliteratur, sondern nur ein Krug bzw. Flechsig kann die sehr ökonomische Doppelfunktion erfüllen, zugleich Parallelstellen und Interpretationen für Hegel bzw. Schreber zu liefern.

Es ist ferner plausibel, daß dieses von Hause aus psychoanalytische Verfahren auch literaturwissenschaftliche Eignung hat (was N. Haas, S.M. Weber und andere schon vorexerziert haben). Wörtlichkeiten und Zitatkomplexe, Argumentationsfiguren und Namensnennungen, die einen literarischen Text mit einem nichtliterarischen vernetzen, werden, einmal mehr, beim Wort genommen. In diesem Sinn behauptet kein einziger Satz des vorliegenden Buches, eine zeitlose Wahrheit (über die Literatur etwa) vorzulegen. Jeder einzelne gibt nur die historische Situierung eines Wortes, eines Satzes, eines Buches, einer Büchermenge oder Diskurspraxis. Er gibt aber auch genau das und nicht etwa die Meinungen eines Autors oder den Sinn eines Werks. Literatur als Information zu beschreiben, heißt auch, diesen Standard selber befolgen, über Daten müssen Daten beigebracht werden. Deshalb sind Stellen und Zitate, also vorzeigbare und abgrenzbare Elemente, die basalen Einheiten der Argumentation. Deshalb auch ist ihr Stil ein fortlaufender Kommentar von Schriften – gleichgültig, ob diese Schriften wissenschaftlich oder poetisch, automatisch oder psychotisch heißen.

Im Interesse leichter Lesbarkeit wären vermutlich Referate und Deutungen, zumal unter Zugrundelegung einschlägiger Literatur- und Wissenschaftsgeschichten, vorzuziehen. Aber damit würden genau jene Buchstäblichkeiten, jene Lese- und Schreibsituationen ausfallen, auf die argumentativ alles ankommt – bei Hoffmann wie bei Stephani, bei George wie bei Ebbinghaus. Verfahrenstechniken sind nun einmal nicht Sache der Ergebnisberichte und Gesamtdeutungen. Man lese nach, was Nietzsche über «Leser heute» schrieb.

Immerhin hat auch die hier gewählte Darstellungsform Kommentar ihre Ökonomie. Es wäre ein ziemlich umständliches Verfahren, die Schulbibeln oder Leseerwerbsbücher, wie sie z.B. im *Anton Reiser* oder im *Ofterdingen* impliziert werden, durch exegetische Methoden vom Helden bzw. Erzählers[!] eines Romans oder auch mehrerer Romane her zu rekonstruieren. Der umgekehrte Weg – |XXI| nämlich zeitgenössische Bibeln aufzutreiben, zu sichten, zu kommentieren und sodann ihren Effekt auf Romanhelden und

Romanstrukturen zu deduzieren – hat den Vorteil, schneller zu sein (im Ergebnis wenigstens). Und das ist ganz unverächtlich für eine Untersuchung, die mit Notwendigkeit von vielen Texten her argumentiert.

Ein zweiter Vorteil kommt hinzu. Wenn Institutionen wie der Elementarunterricht in den Blick unserer Wissenschaft fallen, dann üblicherweise von literarischen und zumal erzählenden Texten aus. Konkreter heißt das: von den rekonstruierten Wahrnehmungen des Helden oder Erzählers aus. Erinnert sei an viele Arbeiten zur Kindheits- und Schulliteratur. Ein solches Verfahren bekommt aber, wie phänomenologische Unternehmen oft, Schwierigkeiten mit allem, was als Programmierung, Arrangement usw. abläuft, also hinter wahrnehmbaren Kulissen. Benjamin hat für das Medium Film klargestellt, daß es vom Konsumentenstandpunkt aus nicht zureichend analysiert werden kann. Dieser Primat des Technischen gilt für alle Medien, auch für Bücher. Um zu ermitteln, wie und wozu Instrumente wie das Lesebuch angehende Alphabeten programmieren, wird man mit deren Zeugnis allein nicht auskommen können. Man wird andererseits auch nicht behaupten wollen, diese Programmierung durch Fabeln sei literaturhistorisch uninteressant oder aus gleichzeitigen Sprachtheorien ohne jede Mühe zu deduzieren. Praktiken sind nun einmal keine bloßen Anwendungen. Und doch scheint es außer vorliegendem Buch nicht eine Darstellung der Regeln zu geben, nach denen zu Zeiten der Klassik-Romantik dasjenige gelehrt und gelernt wurde, was dann Schriftsteller zu Gegenständen unserer Wissenschaft qualifiziert. Auch das erneuerte psychoanalytische Interesse an Dichterkindheiten verbürgt ja (trotz Melanie Kleins Hinweisen) noch nicht, daß so simple Dinge wie Schriffterwerb Thema werden.

Der letzte Vorteil bei der Akzentuierung von Programmen und Programmatiken ist es, die Institutionengeschichte selektiv treiben zu können. Für eine Analyse literarischer Systemplätze und Systemveränderungen zu gegebenen Zeitpunkten müssen Größen wie das Schulfach Deutsch oder das Prüfungsnetz im höheren Schulwesen nicht in ihrer ganzen historischen und regionalen Breite dargestellt werden. Das würde den Rahmen sprengen und ist ja in Arbeiten von H.J. Frank, G. Jäger, Jeismann, v. Westphalen u.a. getan. Programme und Manifeste aber, von denen es nicht zufällig so viele in den zwei untersuchten Zeitpunkten gibt, bündeln historische Innovationen; an ihnen werden die neuen Kopplungen und Legitimationsverfahren zwischen Literatur und Referenzwis-

senschaften exemplarisch klar. Die historische Pädagogik, der vorliegendes Buch sehr viel verdankt, muß auch Zeitverzögerungen und Wirkungsgrade derartiger Programme berechnen. Für eine Funktionenanalyse dagegen genügt der Nachweis, daß es Forderungen wie Niethammers gescheiterten Schuldichterkanon oder den Freien Aufsatz der Kunsterzieher überhaupt gegeben hat. Denn schon als diskursive Fakten machen sie die verschalteten Institutionen namhaft. Und weil der Akzent auf Programmen methodischen, nicht sachlichen Sinn hat, werden Zeitverzögerungen, Ungleichzeitigkeiten, Langzeitfolgen usw. damit nicht geleugnet. Daß z.B. ab 1908 auch Preußens Universitäten Studentinnen aufnahmen, ist zunächst nur ein Programmpunkt gewesen. Er löste aber Veränderungen aus, die mittlerweile auch in ihrer Breitenwirkung nicht mehr zu übersehen sind. Analoges gilt von Ebbinghaus und seinem schmalen Buch.

Die Engführung von literarischen Einzeltexten einerseits, von Programmen mit statistischer Wirkungsabsicht und/oder Wirkung andererseits, wie sie hier zur Methode wird, mag ungewöhnlich sein. Sie hat aber Gründe. Eine Misere der historischen Literatursoziologie scheint es ja zu sein, daß sie ihre Gegenstände allzu oft nach Maßgabe ihrer Methode wählt und d.h. weitverbreitete, aber drittklassige Texte zum Beleg heranzieht, wo viel eher höchst elaborierte Literatur auf der Höhe von Zeit |XXIII| und Programmatik ist. Und es scheint umgekehrt eine Misere der Werkinterpretation, daß sie große Texte so gern auf Theorien oder Philosophien bezieht, die als solche die elementaren (und in jenen Texten auch beschriebenen) Praktiken Schreiben und Lesen meist schon übersprungen haben. Auch das mittlerweile zum Interpretenslogon gewordene Wort *écriture* meint Kulturtechniken nicht als Kulturtechniken. Vergebens also wird man in Literatursoziologien der sehr wichtigen *«Lesesucht»* um 1800 nach einer Tasso-Leserin namens Leonore suchen, obwohl auch sie bestimmte Symptome der Sucht aufweist. Vergebens (mit wenigen Ausnahmen) wird man umgekehrt in Tasso-Interpretationen nach dem sozialstatistischen Befund Lesesucht suchen. Und das ist nur eins von 20 möglichen Beispielen einer unglücklichen Arbeitsteilung. Aufgabe bleibt demnach, immer wieder (1) statistisch erfaßbare und (2) individualisierend beschriebene Gegebenheiten der Literaturgeschichte aufeinander transparent zu machen.

In dieser Absicht scheint ein Konzept wie Kulturtechnik von vornherein geeignet. Kulturtechniken sind den

Leuten nicht, wie etwa Produktionsbedingungen, aus faktischen oder ideologischen Gründen unzugänglich. Sie können andererseits, als Techniken der Lenkung und Programmierung von Leuten, auch nie nur individuell sein. Man lese nach, was Mauss (s.v. Körpertechniken) über die historischen Ursprünge des Schwimmens in Mitteleuropa herausgefunden hat. Unter kulturtechnischer Fragestellung verlieren auch alltäglichste Praktiken ihre scheinbare Harmlosigkeit und Individualität, weil sie mit einem Schlag auf staatliche oder industrielle Programme transparent werden. Und das sollte von den erheblich offizierteren Praktiken Schreiben und Lesen nicht gelten?

Zweifel sind also angebracht, wenn kulturelle und speziell literarische Öffentlichkeiten auf der einen Seite, Staat oder Industrie auf der anderen so auseinandergehalten werden, wie |XXIV| das zum Selbstverständnis des bürgerlichen Zeitalters gehört hat. Medienhistoriker analysieren jene Öffentlichkeit anders: «Sie war der Faktor, den sich die Obrigkeit selbst bestimmte, um ihre Verwaltungsfunktion als öffentliche Aufgabe anzusehen.»⁷ Auch vorliegendes Buch läßt alles andere als undeutlich, wozu der nach Jena/Auerstedt entstehende Bildungsstaat Dichtungen in einer solchen Selbstregelungsschleife funktionalisiert hat. Gleichmaßen klarzumachen, welchen großindustriellen Strategien die technischen Medien zu danken sind, würde nur den literaturhistorischen Rahmen sprengen. Schon der Nachweis, daß diese neuen Konkurrenten ein literarisches Monopol aus der Welt geschafft haben, sagt einiges über den Stand der Dinge oder – um einen nachgerade kunsttheoretischen Slogan aus Silicon Valley zu benutzen – the state of the art.

Sicher, Regelschleifen mit Funktionen wie Programmierung, Lenkung, Verwaltung bieten kein so erfreuliches Bild wie eine Literatur, die in freier Konkurrenz entstehen und den Menschen in seine Würde oder Utopie befördern soll. Sie sind aber nachweisbar. Alle Kulturtechniken betreffen schließlich die Körper, ihre Sinne und Sinnlichkeiten.

Literaturgeschichte als Teil der Geschichte von Kulturtechniken und Datenverarbeitungsmaschinen anzulegen, mag also nicht gerade erhehend sein. Es hat aber eins für sich: Der Gegenstand unserer Wissenschaft rückt in die «wissenschaftliche und technische Welt, die» (nach einem Wort Foucaults) «nämlich unsere wirkliche Welt ist.»

¹ Martin Heidegger, Nietzsche. Pfullingen 1961, Bd. I, S. 102 [Orig. S. VI]

² Vgl. dazu Charles E. McClelland, *State, society, and university in Germany 1700–1914*. Cambridge 1990 [Orig. S. VIII]

³ Karl Friedrich Göschel, *Über Göthe's Faust und dessen Fortsetzung. Nebst einem Anhang von den ewigen Juden*. Leipzig 1824, S. 151 [Orig. S. XIV]

⁴ Vgl. Heidegger, *Sein und Zeit*. Halle/S. 3 [hochgestellt] 1931, S. 358: «Auch die ‹abstrakteste› Ausarbeitung von Problemen und Fixierung des Gewonnenen hantiert z.B. mit Schreibzeug. So ‹uninteressant

und ‹selbstverständlich› solche Bestandstücke der wissenschaftlichen Forschung sein mögen, sie sind ontologisch keineswegs gleichgültig.» Und literaturwissenschaftliche erst recht nicht. [Orig. S. XVI]

⁵ Für den scheinbaren Gegenfall Dilthey vgl. unten S. 350f. und 471 [Orig. S. XVII]

⁶ Nur ein Beispiel: Hans-Georg Gadamer, *Goethe und die Philosophie*. Leipzig 1947 [Orig. S. XVIII]

⁷ Winfried B. Lerg, *Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Herkunft und Entwicklung eines publizistischen Mittels*. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1970, S. 292 [Orig. S. XXIV]

1

GERHARD KAISER

Albert Ludwigs Universität Freiburg,
Deutsches Seminar 31. August 1982

GUTACHTEN

zur Habilitationsschrift von Herrn

Dr. Friedrich A. Kittler:

AUFSCHREIBESYSTEME 1800/1900.

«Die Leute im Institut sagen, man muß sich die Sache schon jetzt mehr als eine Art weitflächiges Relais denken. Nicht mehr die Wurzel, die Tiefe, die Herkunft, sondern das Relais, unzählige Schaltungen auf einer Ebene gleichzeitig, brummedibrumm, Verknüpfungen und enorme Speicherbestände...»

Botho Strauß: Rumor. München 1980. S. 39.

Kittlers Habilitationsschrift ist keine literaturwissenschaftliche Arbeit im herkömmlichen Sinne. Sie fragt anhand eines sehr breiten und vielgestaltigen Materials, das über Literatur im engeren Sinne weit hinausgeht, nach «Aufschreibesystemen» als kulturtechnischen Regelkreisen. Diese Aufschreibesysteme entwickeln sich laut Kittler nicht kontinuierlich im Sinne der Geistesgeschichte und werden von ihm nicht einem gesamtgeschichtlichen Zusammenhang eingeordnet. Kittler nimmt die Ablösung der Schreibsysteme vielmehr als kontingente Folge von Mutationen. «Es gibt Zäsuren, die ganze Aufschreibesysteme mit einem Schlag vergessen machen» (245).

Die erste der von Kittler untersuchten Zäsuren wird 1800 angesetzt. Sie löst das Aufschreibesystem der alteuropäischen Gelehrtenrepublik mit ihrer endlosen Zirkulation der tradierten Werke und Wörter ab. Um 1800 findet eine fleischgewordene Alphabetisierung statt. Pädagogen und Fibelverfasser setzen an die Stelle von Repetitionsverfahren zur Aneignung gelehrter Künste «naturgemäße» Methoden wie die Lautierungsmethode, in denen Naturgaben des Menschen geweckt werden. Der Ausweis dieser Naturhaftigkeit liegt darin, daß sich die neuen Methoden in der

Erfindung der natürlichen Kulturinstanz Mutter zum Verschwinden bringen. |2| In der Produktion durch die Mutter entsteht Sprache als Seelenlaut, der im Erklängen die Seele schon hinter sich zurücklassen muß, obwohl er sie in sich aufzuheben bestrebt ist. Deshalb macht die Mutter sprechen, aber sie schreibt nicht. Statt ihrer spricht der Dichter als Autor, d.h. als durch die Mutter zum Sprechen gebrachtes Subjekt. Dem Anfang der Sprache als Hauch in einen durch Phantasie und Emotion erwärmten Kontakt entspricht in seinem Schreiben die Rückführung der Sprache in sinnliche Halluzinationen, die um die Frau als die sprachgebende Instanz kreisen, durch die sich dem Infans Sprache erotisiert hat. Im narzißtischen Wiederlesen dieser trunkenen Niederschrift erwacht das Bewußtsein der Autorschaft. Die dichterische Sprache erweckt andere Männer zu Autoren, die im Empfangen der Dichtersprache halluzinierend weiter dichten. Sie weckt ferner den empirischen Plural der Frauen zu Leserinnen, die im Genuß der Texte aufgehen und sie in Seele rückverwandeln. Kulturbearbeiter weisen sich dadurch aus, daß sie den Anruf der Dichtung (eventuell bis zur Konsequenz eigener Autorschaft) aufnehmen und seine Wirkung in einem Bildungssystem institutionalisieren. Vater Staat garantiert Mutter Natur. Die sprachgebende Mutter ist Basis des Systems, die außerhalb seiner bleibt. Sie hat einen Herrn[!]-Signifikanten über sich, ein Natursignifikat unter sich (91). Knabenschulen machen die Muttersprache zum Medium der Bildung und terminieren im deutschen Aufsatz als der Einübung in Autorschaft, Mädchenschulen terminieren im Deutschunterricht als einführender und wiederholter Lektüre kanonisierter Autoren. Die Universität als Alma mater (eine Kennzeichnung, die immerhin ins Mittelalter zurückreicht!) mit der Philosophischen Fakultät als neuem Zentrum entwickeln eine Hermeneutik, die als «Korrelat» der Dichtung (27) von der Botschaft der Dichtung jenseits ihrer Worte spricht, die zu transportieren sie Worte machen mußte. Als Konsumtionsinstanz sagt sie, was Dichtung, die höchste Form von Sprache, tut: reine seelenhafte Bedeutungen distribuieren. Dafür braucht die Hermeneutik den Spielraum der staatlich garantierten und begrenzten akademischen Freiheit. Darin entfaltet sie «ein Fühlen von strahlender Autarkie und Ignoranz» (128), eine den Buchstaben des Textes ferne Paraphrasierung (226). Die wortverachtende |3| Sprache dieses Aufschreibesystems zeugt von einer reinen Signifikatslogik (14, 83 u.ö.).

«Wenn das Aufschreibesystem von 1800 das Spiel gespielt hat, ... Inwendigkeit und Stimme des Menschen»

zu sein, «so kommt um 1900 eine Schrift zur Macht, die ... aus der Technologie von Schrift alle Konsequenzen zieht» (293). Ihr Anderes ist nicht Seelenhauch der Mutter, sondern Abgrund, Ideenflucht, Nervenreize, Unsinn, Frauen im Plural. Wo im System von 1800 die Pädagogen die Natursprache in der Mutter (= Die Frau) versteckten und den Menschen als von Natur ganzen bildeten, arbeiten im System 1900 analytische und experimentelle Wissenschaften wie Physiologie und Psychophysik die Partikularität der Sinnesfelder, der Gehirnleistungen und der Kulturtechniken heraus. Sprache ist «Chaos und Intervalle» (268), Diskurse sind «outputs von Zufallsgeneratoren» (285), das Aufschreibesystem ist «ein Würfelspiel mit seriell angeordneten diskreten Einheiten» (295), ihrer Leistung nach Schreibmaschine zur Einfleischung von kulturellen Verhaltensmustern. Im System 1800 herrscht eine reine Signifikatslogik, im System 1900 eine reine Signifikantenlogik, innerhalb derer die Zeichen nicht auf Sachen verweisen, sondern durch den Stellenwert im System bestimmt sind. Literatur, statt <die höchste Form von> Sprache zu sein, extrapoliert als nur auf sich selbst durchsichtige intransitive Sprachleistung, als thematisierter Schreibakt die verschiedenen Momente von Sprache. Als subjektlose Kombinatorik spielt sie mit Wort-, Silben- und Buchstabenmaterial (z.B. Morgensterns «Galgenlieder»); sie ist absolutes Typogramm («Der Fische Nachtgesang») oder asketische Wort- ja Letternkunst (Stefan George), während andere Medien (Kino, elektronische Musik) sowie die U-Literatur die halluzinatorische Funktion der Dichtung aus dem System 1800 übernehmen. Literatur spricht ferner von der Sprachleistung der Einfleischung (Nietzsches «Ariadne») und provoziert Nervenreize (Nietzsches oder Liliencrons Lyrik). Indem die Mutter, d.h. Die Frau, als sprachgebende Instanz verschwindet, löst sich auch die Geschlechterspezifität im Verhältnis zum Aufschreibesystem auf. Frauen wie Männer kommen nur noch |4| als Plural vor – als schreibende Literaturproduzentinnen oder als Schreibmaschinen, lies Sekretärinnen. Sprache und Schrift verlieren ihr erotisches Fluidum, das sie der Herkunft von der Mutter verdanken und das sich im Dichtungsmotiv Liebe thematisierte. Auch dieses geht an die U-Literatur, der mit einem Federstrich Thomas Mann zugeordnet wird, und andere Medien über (dem widerspricht allerdings, daß Kittler S. 317 die Positionen der Geschlechter gegenüber dem Aufschreibesystem von 1800 vertauscht sieht). Den breitesten Raum in Kittlers Analyse, die für das Aufschreibesystem von 1900 nicht die gleiche Stringenz und Luzidität wie

für das System 1800 erreicht, nimmt die Darstellung der Literatur als «simulacrum von Wahnsinn» (431) mit dem Grenzwert der *écriture automatique* ein. Die anlässlich der literarischen Wortkombinatorik bzw. -permutation schon angedeutete Entsprechung zwischen Literatur und Wissenschaft – hier als Entsprechung zur strukturalistischen Linguistik (Saussure) – wird im Blick auf Literatur als simulierten Wahnsinn breit entfaltet. Wie im System 1800 Dichtung und Philosophie koinzidieren, erscheint im System 1900 Literatur als «Abfallverwertung von psychophysisch gespeichertem Unsinn» (436, 438), als «Wahnsinn, den es nur auf dem Papier gibt» (436). Umgekehrt evozieren Neurophysiologie und Psychiatrie die Phänomene, die sie behandeln (425) und die ihrerseits durch Freuds Psychoanalyse vom hirnanatomischen Substrat abgelöst und signifikantenlogisch beschrieben werden. So sind Schreibers berühmte «Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken» die Aufzeichnungen der Behandlungsergebnisse des Nervenbahn-Erforschers Emil Flechsig, an denen Freud seine Theorie der Paranoia wiederfindet, die bei Schreber noch implizit ist. Als «verkörperte Psychoanalyse», die auf dem Papier bleibt, schreibt die Literatur des Systems von 1900 die beiden leeren Auto<re>ferenzen «Ich schreibe» und «Ich deliriere» (431), die vom Aufschreibesystem 1800 ausgeschlossen waren. Sie kreist als «anonyme und beliebige Funktion» (476) um das Rätsel eines Artikulierens, wo nichts artikuliert werden kann (454). Während Psychoanalyse durch Medientransposition Unlesbares lesbar macht, schreibt sich das literarische Schreiben des Systems 1900 bis an den Kurzschluß von Körper und Sprachkörper heran (443). Sowohl das Ausbildungs[5]system mit seinen Tests und Optimierungen von Kulturtechniken wie die technischen Medien (Meßapparaturen, Schreibmaschine, Kino, Grammophon) tragen zur Generierung des Systems 1900 entscheidend bei. Wo Literatur nicht mehr den Menschen als Autor und Leserin erschafft, sondern eine stattgehabte Zerstückelung protokolliert, sinkt sie im Verhältnis zu den Medien und den Wissenschaften, die diese Zerstückelung hervorbringen, zur Sekundär- und Tertiärliteratur ab. «Ein Rest von Unsinn, mit dem auch die Wissenschaften vom Unsinn nichts anfangen können, bleibt übrig für Spiele.» (438)

*

Kittlers Analyse, auf die strikte Opposition zweier Aufschreibesysteme angelegt, hat keinen Ort und keinen Blick

für Übergangerscheinungen und für Überschichtungen. Sie fragt ebensowenig nach Entwicklungen innerhalb der Aufschreibesysteme. Das Konstrukt «Aufschreibesystem 1800» steht so quer zur Kategorie der Entwicklung, daß die Zeitspanne von 1770 (Herder, junger Goethe) bis 1820 (E.T.A.Hoffmann) zum Punkt zusammenschmilzt. Ob und wie die Zeit von 1820 bis zum Einbruch des nächsten Aufschreibesystems 1900, literaturgeschichtlich immerhin Biedermeier, Junges Deutschland, Realismus umfassend, im Rahmen des Systems 1800 bleibt, wird nicht erörtert. So ist auch unausgeführt, wenngleich indirekt erschließbar, daß das Aufschreibesystem 1900 in unsere Gegenwart reicht. Bei der Fragestellung nach Aufschreibesystemen hat man sich damit abzufinden, daß die individuelle Besonderheit, die komplexe Konkretheit der einzelnen Autoren und Werke vom Raster nicht erfaßt wird. Aber zuweilen zeigen sich doch die Grenzen und Fragwürdigkeiten des Verfahrens. So erscheint Hofmannsthal zerstückelt und punktualisiert, erst als «Goethe-fixierter» Repräsentant des Systems 1800 (S. 245), später mit dem Chandos-Brief, dessen Sprachproblematik einen strikt psychiatrischen Aspekt aufweist, als Vertreter des Systems 1900. (Wäre «Der Schwierige» der Analyse einbezogen worden, hätte sich die kulturell und sozial konservative Verankerung der Hofmannsthalschen Sprachproblematik nicht übersehen lassen.) So muß Kittler im [6] Fall Lessing seine Zuordnungsschwierigkeiten damit kaschieren, daß er ad hoc auf einen offenbar hinter den Oppositionen der Aufschreibesysteme ablaufenden «langwierigen historischen Prozeß» rekurriert (35) – wie paßt er ins Argumentationsschema? Wo und wie liegen die diskontinuierlichen <und kontingenten> Mutationen der Aufschreibeordnungen historischen Prozessen auf? Wo will Kittler etwa unterbringen, daß der inspirierende Geist, dem Faust seine Bibelübersetzung verdankt – laut Kittler eine Gründungsurkunde des Systems von 1800 – im Geist des religiösen Spiritualismus seinen Vorläufer hat, der seit 1500 am Rande des alteuropäischen Diskurssystems eine leidenschaftliche Diskussion um Geist und Buchstaben führt?

Im Ansatz kontingenter Mutationen von Aufschreibesystemen ignoriert Kittler ferner die Frage nach zeitübergreifenden anthropologischen Dispositionen. Zwar benennt auch ein konsequenter Historismus solche Dispositionen nicht, aber er setzt sie in der Annahme von historischen Kontinuitäten ebenso sehr voraus, wie Kittler sie mit der Ausschließung der Kontinuitätsfragestellung ausschließt. Zwischen der Basisgegebenheit, daß der Mensch ein Kör-

per ist, und der anderen, daß er Sprache und Schrift hat, scheint es nichts überlieferungsfähiges und Tradiertes zu geben. «Körper und deren Unsinn» findet Kittler am Grund aller Kulturtechniken (442). Es ist, als würden der Mensch und die Kultur von jedem Aufschreibesystem ab ovo neu erfunden. Konsequenterweise kassiert Kittler Dichtung oder Literatur als übergreifende Begriffe und läßt Dichtung erst mit dem System 1800, Literatur erst mit dem System 1900 anheben. Es ist aber nicht nur ein terminologisches Problem, daß dann für die Dichtung bzw. Literatur vor 1800 ein neuer Name erfunden werden müßte. Sonette der Renaissance, des Barock und der Goethezeit sind nicht nur auf ihre unüberbrückbare Geschiedenheit hin zu lesen; sie gehören einer durchgehenden Gattung an. Hat Hofmannsthal im Chandos-Brief Literatur, im «Großen Welttheater», auf Calderón rückbezogen, Dichtung oder noch etwas anderes geschrieben? Daß der historische Gesamtzusammenhang, dem sich Kittlers Systeme zuordnen, unerörtert bleibt, klingt schon an. Sofern dem Menschen Wirklichkeit durch [7] Sprache gegeben wird, kann man sagen, es gebe keine außersprachliche Wirklichkeit bzw. jedes neue Aufschreibesystem erzeuge seine eigene Wirklichkeit. In diesem Sinne mag Kittler nur eine sogenannte Welt konstatieren und auf psychologische oder soziologische Erklärungsmuster mit Spott blicken. Trotzdem kann er nicht umhin, sporadisch Vorgegebenheiten, ja Entstehungsbedingungen der Systemveränderungen zu erwähnen. In solcher Funktion erscheint z.B. in Kittlers Analyse der Staat. Einerseits ist er systemimmanent als Element des Regelkreises Aufschreibesystem 1800, repräsentiert durch seine Erziehungsbürokratie und seine Erziehungsinstitutionen. Andererseits ist der Staat in einer eminenten Weise Nutznießer hinter diesem Aufschreibesystem, und in dieser Eigenschaft bleibt er völlig abstrakt: Macht. Ausdruck dieser Abstraktion ist es, daß der spezifischen Notwendigkeit des modernen Staates, gebildete und durch Bildung manipulierbare Bürger zu haben, nicht weiter nachgegangen wird, ebensowenig wie dem Verhältnis Staat und Gesellschaft. Die Gesellschaft erscheint bei Kittler überhaupt nicht; wenn im System 1900 der Staat als Instanz hinter den Diskursen ausfällt (warum?), tritt nichts an seine Stelle. Wer ist dann der Diktator und Einschreiber, der Interesse an der in neuer Weise brutalen Einfleischung der Kulturtechniken hat? Cui bono läuft überhaupt das ganze System, das im Unterschied zu dem von 1800 nur noch Opfer zu kennen scheint? «Man» hat es gesetzt (30) – bei Kittler wie bei Foucault.

Noch stiefmütterlicher als der Staat wird bei Kittler die Familie bedacht. Immerhin heißt es S. 245 übergreifend: «Deutsche Dichtung hat an der Kernfamilie ihre Produktionsinstanz.» In der Tat: Nur innerhalb dieser Kernfamilie als einer gesellschaftlich-ökonomisch-seelengeschichtlichen Größe gibt es die Ausprägung der Instanz Mutter, deren Programm- und Idealbild als Die Frau Kittler zum Eckdatum des Aufschreibesystems 1800 macht. Wahrscheinlich hält Kittler das für zu bekannt, als daß er es ausführen wollte. So hat er zu diesem Komplex wie auch zu den Anfängen des modernen Staates (Karl Eugen und Schiller) selbst Publikationen vorgelegt. Im gegebenen Kontext führt die Betrachtung dieser Sachverhalte [8] als *quantité négligeable* nicht nur zu einer Begrenzung, sondern zu einer Verzerrung der Perspektive und zu einem seltsamen Schweben der Ergebnisse. Ein System von Interdependenzen wird isoliert, das im Interdependenzverhältnis zu anderen Systemen steht. Das Aufschreibesystem *erfindet* die Mutter, deren «Elemente» es *vorfindet*. Von diesem Punkt her könnte deutlich werden, daß Dichtung nicht nur vom Aufschreibesystem handelt, dem sie angehört, wenn sie von der Frau handelt; ebenso sehr nicht nur von dem, was durch es hervorgebracht wird, sondern zumindest indirekt von einem historischen Gesamtzusammenhang und damit von Rahmenbedingungen. Bei Kittler entsteht stattdessen der Eindruck, als wäre zwar der Bildungsstaat nicht vom Himmel gefallen (83), aber als sprächen zufällig vom Himmel fallende Aufschreibesysteme (immerhin: alle hundert Jahre wieder!) nur von sich selbst. Hier wäre wohl auch der Punkt, von dem her sich Kittlers starres System verflüssigen und für historische Übergänge usw. aufschließen müßte. Wenn die Kernfamilie Produktionsinstanz des Aufschreibesystems von 1800 ist, wie weit zieht sie in ihrem Überdauern und Fragwürdigwerden Spuren in das Aufschreibesystem 1900 hinein? Mag es von ihr schweigen, sofern die Mutter nicht mehr als Ursprung der Rede statuiert wird; es dürfte aber schwerfallen, in Freuds Psychoanalyse, in Kafkas oder Rilkes Literatur die unterirdische Präsenz der Kernfamilie mit den Elterninstanzen im Aufschreibesystem zu übersehen. Sind das Dunkel und die Mutter in «Malte Laurids Brigge» oder in der dritten Duineser Elegie wirklich so strikt voneinander scheidbar, wie Kittler das will (455)?

Es ist leicht möglich, in der Krise der Instanz Kernfamilie innerhalb der heraufkommenden Massengesellschaft wiederum eine Rahmenbedingung des Diskursystems 1900 auszumachen. Jedenfalls führt die Isolierung der

Fragestellung für das System 1900 zu einem noch höheren, noch mehr problematischen Abstraktionsstand. Mögen z.B. Sekretärinnen keine Mütter von Kernfamilien sein (im Sinne des Aufschreibesystems 1800); jedenfalls kann Kittler in seiner abgeschotteten Systemanalyse auch keine plausible Erklärung dafür finden, daß Frauen soviel weniger häufig in diesem System schreiben als diktiert bekommen. Sollte der gewiß banale Grund dafür [9] nicht darin zu suchen sein, daß mit der traditionellen Familie auch die rechtliche und gesellschaftliche Dominanz des Mannes überlebt? Gerade weil das Aufschreibesystem von 1900 sich als ein System der Signifikanten definiert, kann es als Konterbande Signifikate des Systems 1800 so leicht mit sich führen. Die Literatur von 1900 sei subjektlos? Systemlogisch vielleicht, aber die konkreten Autoren sind Subjekte, nicht zuletzt in ihren Selbstwidersprüchen. Die hochneurotischen Erfinder des Aufschreibesystems von 1900 sind Produkte des Aufschreibesystems von 1800, sie hören ein diffuses Rauschen als Folie der Rede u.a. auch deshalb, weil sie Die Frau möglichst wenig mehr hören wollen. Die Frage ist, wo und wie weit sie und mit ihm das alte Aufschreibesystem 1800 palimpsestartig im neuen wieder auftaucht. Erst das wäre das Ganze der Analyse. Immerhin hätte Kittlers starke Anlehnung an Lacan doch nahegelegt, wenigstens psychische Grunddispositionen und Konstellationen wie ödipale oder narzißtische Struktur durchlaufen zu sehen und zu berücksichtigen. Die Literatur von 1900 sei intransitiv und autoreferenziell (443)? «Einzig das Lied überm Land heiligt und feiert.» Die Sekten um George und Rilke, die so sehr der Sektenstruktur der Gemeinden um Klopstock oder um den jungen Goethe ähneln, die Massenwirkung des «Cornet» sind doch wohl nicht von ungefähr entstanden. Und alle Jünger haben gerade Lebenshilfe in diesen Texten gesucht und gefunden. Auch Klopstock und Goethe haben Gedichte nur an Auserwählte verteilt – die Begrenzung der Empfängerzahl intensiviert die Wirkung.

Es bleibt am Ende einer Grundsatzkritik die Frage nach Kittlers eigenem Wissenschaftsverständnis. Es ist in einer schon erschütternd zu nennenden Weise pessimistisch. Abgesehen davon, daß Kittler weit über Freuds oder Benjamins Skepsis hinausgeht, die in jedem kulturellen Gewinn die Verluste mitzusehen lehrten – Kittler versteht Kulturtechniken der Vergangenheit grundsätzlich als Konditionierungstechniken, die den Menschen in Zwänge, allenfalls in illusionäre Befriedigungen verstricken. Sein immanentes, die Analyse voraussetzungsreich machendes

Programm ist subversiv (vgl. u.a. S. 34, Anmerkung 5). Die von ihm unterschwellig angebotene, wenn auch |10| nicht systematisch entfaltete Alternative Genuß, Spiel, Lachen, Freisetzung des «Unsinn» statt Sinn wirkt wenig überzeugend, weil dieser Unsinn, diese Lust, als Opposition zu Sinn formuliert, selbst unfreisetzbar historisch verankert erscheinen und weil eine Gesellschaft als funktionierendes System auf solche Werte wohl kaum gegründet werden kann. Sie gehören einer Anthropologie der Freiräume an. Darüber hinaus wird Wissenschaft selbst radikal in Frage gestellt: Die Hermeneutik (inklusive klassischer Philosophie) als paradigmatische Wissenschaft des Aufschreibesystems von 1800 wird als tautologisch entlarvt. Sie ist Teil und Produkt des Wahnsystems, das zum Gegenstand zu haben sie vorgibt. Ihre Sicht von Geschichte ist dementsprechend nichtig, weil sie über sich hinaus nicht greifen kann – auch die Einwände dieses Gutachtens dürften von Kittler als historistisch-hermeneutisch ad acta gelegt werden.

Wenn Wissenschaften in ihren zugehörigen Aufschreibesystemen aufgehen und wenn historische Kontinuitäten nicht konstatiert werden, können Analysen nur tabula rasa machen, indem sie mit Entlarvungsgestus den Trick früherer Aufschreibesysteme aufzudecken versuchen. Wenn Systeme radikal abgelöst werden, dann sind sie nur dazu gut, durchschaut zu werden. Zu welchem Aufschreibesystem aber gehört Kittlers Wissenschaft? Die Entsprechung von Thema, Methode und Programm gemäß Kittler vorausgesetzt (301, 303) – «Aphasieforschung ist immer schon Aphasieproduktion» –, erzeugt seine Frage nach der Technik von Aufschreibesystemen nichts anderes als das Bild von Techniken. Sie bringt alles andere, was nicht Technik ist, vorab Sinn, zum Verschwinden. In dieser Perspektive magert Freuds Psychoanalyse zur Abfallverwertungstechnik ab (392ff., 397), die Rückstände der Psychophysik durch Decodierung verwertbar macht, dabei das Ich auslöschend (394). Es ist ein «leerer Schnittpunkt statistischer Allgemeinheit und unbewußter Singularität» (394). In dieser Perspektive entleeren sich Werke zu Wortkonstellationen und -permutationen, auch wenn sie noch so sehr mit «Botschaft» geladen sind. In dieser Perspektive verschwinden – wie bereits angedeutet – Subjekte von Werken. In dieser Perspektive werden die «Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge» zu einem Protokoll, |11| das auf seine Komponiertheit hin zu befragen ein methodischer Mißgriff der Germanistik ist (474). Aber keine Literatur zu sein, wird in der Literatur schon seit alters fingiert – siehe Werthers

Briefe! Darf man deshalb nicht nach der Komponiertheit von «Werthers Leiden» fragen? Ist die S. 469 zitierte Paraphrase eines Christusworts im «Brigge» einfach sinnlos, nichts als eine zufällige Reminiszenz, oder nicht vielmehr die skandalisierende Botschaft, eines Tages werde kein Sinn mehr sein? Warum nennt Rilke einen «Verbund von Technik und Physiologie» (451) Weltinnenraum. Warum redet er andernorts in Prophetenhaltung von Engeln? Warum «Sonette an Orpheus» – ist das vielleicht eine Gramophonmarke? Wird «Malte Laurids Brigge» nicht einfach durch seine Eigenschaft, zur Veröffentlichung bestimmt zu sein, aus dem Protokoll eines Wahns zur Variation und Repräsentation des traditionsreichen Themas Passion, zum Ruf in eine Nachfolge? Hat nicht Freud durch Analyse therapieren wollen – in Richtung auf Ich-Erweiterung und Ich-Formung? Sind Kittlers Frageweisen und -ergebnisse weniger tautologisch als die der Hermeneutik, weniger blind gegen Vergangenheit?

Man könnte allerdings dieses Aufschreibesystem 1900, das sich in Kittlers Analyse abschließt, gut hegelisch als das letzte auffassen, von dem her alle vorhergehenden angemessen zu dechiffrieren sind, und dafür spricht ja vieles. Dann wäre aber auch Kittlers Buch das letzte, das durch Analyse alle Hindernisse beiseite räumen muß, damit Lachen und Lust hinfort sich im Erspielen von Spielregeln ergehen und zufriedengeben können. Denn wo Lachen und Lust das letzte Wort sind, hört Wissenschaft auf, auch analytische. Die lachende (weibliche) Lust ist mehr als Körper nur darin, daß sie unsinnig ist. Es lebe Bla-bla!

*

Kittlers Arbeit ist so weitgreifend und in ihrem Material so vielschichtig, daß eine Kritik im einzelnen nicht stattfinden kann. Angesichts Kittlerscher Geniestreiche wirken jedenfalls viele der Willkürlichkeiten, die Kittler der Hermeneutik vorwirft, als ausgesprochen harmlos. Stell|12|vertretend läßt sich an der Behandlung von Goethes «Faust» andeuten, wie das Lesen der Werke gegen den Strich, als Belegmaterial für eine übergreifende These, sie punktuell ins hellste Licht rückt bei Destruktion ihrer immanenten Komposition. So liefert Kittler eine glänzende Analyse der Bibelübersetzungsszene, mit Ausnahme der kühnen, aber unbelegbaren These, Mephisto als Geist des Beamten sei der Pate des Übersetzungsaktes (22), und der extremen Folgerung, der Pakt sei die Analogie des Beamten (31). Aber der «Beamte» Faust will ja gerade nicht

seine ganze Kraft der Hölle widmen, wie Kittler als Gehalt des Beamteneids vorführt. Faust will der Hölle – wie Gott – ihre Ohnmacht vor Augen stellen, ganz abgesehen davon, daß man dem Teufel schon seine arme Seele verkaufen konnte, als an Beamte noch gar nicht zu denken war. Kittlers Analyse verzerrt den Eingangsmonolog, indem er Makrokosmos-Anschauung und Erdgeistbeschwörung als «Tests» Fausts zum Umgang des Menschen mit Texten darstellt. «Welch Schauspiel, aber ach ein Schauspiel nur» ist aber nicht Ausdruck der Enttäuschung darüber, daß ein fremder Autor hinter repräsentativen Zeichen verschwindet (9) – die Welt als Schauspiel verweist traditionell auf einen Spielleiter –, sondern daß Faust nur Betrachter, nicht Autor *dieser* Textur sein kann, weil sie nicht einen Text, sondern das Gewebe der Wirklichkeit selbst vor Augen bringt. Die Erdgeistbeschwörung setzt nicht «statt eines produktiven Autors den konsumptiven Leser ein» (7) – das tut mindestens ebenso sehr die Makrokosmos-Anschauung –, sondern läßt nun gerade (meinetwegen) einen Autor aus der «Textur» der Geschichte heraustreten. Nicht wie Faust zumute ist, sondern daß und wie der Erdgeist spricht, ist für den Fortgang und die Komposition des Dramas entscheidend. Aber dafür interessiert sich Kittler nicht, sonst spränge er nicht über Wagners Gespräch, Selbstmordversuch, Osterspaziergang hinweg zur Übersetzungsszene, suggerierend, bei Goethe sei schlicht ein Dreischritt zum Problem Textumgang konstruiert. Von der imperatorisch generalisierenden Rekrutierung der Gretchentragödie für das Problem Aufschreibesystem möchte ich schweigen. Schließlich macht sie Faust nicht sprechen; er kann es, obwohl nur von seinem Vater die Rede ist, von vornherein nur allzu gut und wendet seine Fähigkeiten nun auf sie an. Sie läßt ihn am Ende von «Faust I» viel |13| mehr die allzeit fertige Sprache verlieren.

Entsprechend lässig ist Kittlers Umgang mit historischen Daten. Nicht der Anfang des Johannesevangeliums, sondern die antiken Klassiker haben «bis ins Europa der Frühneuzeit die Form des Kommentars gezeitigt» (12); nicht «eine lehrbare Form solchen Kommentierens», nicht eine «Umwälztechnik zwischen zwei Wörtern» ist die Rhetorik gewesen, sondern Diskussionskunst in strittigen Fragen von öffentlichem Interesse (12), genau das also, was Wagner in ihr sieht. Nicht nur anonyme Texte, sondern durchaus auch klassische Autoren – etwa Homer und Vergil – sind verehrungsvoll tradiert worden, wenn auch nicht im modernen Sinn als individuelle, sondern als vorbildliche Textproduzenten. Kittler weiß das gewiß, aber er drückt

sich um der Stilisierung der Ergebnisse willen ungenau, an vielen Stellen (Fremdwörter!) in der Esoterik der Lacan- und Foucaultjünger kryptisch aus. «Der Tod des Begehrens aber heißt Seele» – solche und viele andere Formulierungen können (mit Augurenlächeln) nur Lacan-Leser kommentarlos und zusammenhanglos verstehen (14).

*

Wenn ich trotz aller Einwände Kittlers Arbeit nicht mit Bedenken, sondern mit Emphase zur Annahme als Habilitationsschrift empfehle, dann nicht nur aus Sinn für Humor: Wohl selten in einer Habilitationsschrift sind die Institution Universität und deren Repräsentanten, die den Akt der Habilitation denn doch durchzuführen haben, mit so viel Hohn bedacht worden wie bei Kittler. Ich bin vielmehr der Meinung, daß Universität und Universitätswissenschaft auf solche Hechte im Karpfenteich angewiesen sind, damit sie sich nicht zur Ruhe setzen. Aber von Kittlers Arbeit geht außer einer enormen Provokation auch ein Strom von Einsichten und Sachergebnissen aus, wie er selten in einem wissenschaftlichen Werk fließt. Er gibt eine Art von «Trendanalyse», die mit äußerster Schärfe epochal die neuen Bestrebungen und Gesamtkonzepte herausarbeitet. Sie können so nur durch eine enorme Kraft der Bewältigung heterogener und oft auf den ersten Blick geläufiger oder langweiliger Stoffmassen bei ebenso enormem |14| Mut zur Einseitigkeit, zum Ausblenden gewonnen werden. Abgesehen von einer Serie glänzender literarischer Analysen wie der des «Goldnen Topfs», des «Tasso», des «Chandosbriefs», des «Brigge» usw. – was Kittler zum Wechsel der Aufschreibesysteme ausführt, eröffnet {Perspektiven}<Einsichten>, von denen eine mehr schulmäßige Forschung lange wird zehren können. Ich selbst leugne jedenfalls nicht, daß sich mir durch Kittler entscheidende Durchblicke geöffnet haben. Kittlers Ausführungen zu Alphabetisierung und Pädagogik, zur Psychophysik oder zur Schreibmaschinenteknik, zur Rolle optischer und akustischer Medien und so fort scheinen mir schlechthin, d.h. von der Gültigkeit der Gesamtthese unabhängig, bahnbrechend zu sein. In der Durcharbeitung von Materialien, die der traditionellen Germanistik fremd geblieben sind, hat Kittler eine Pionierleistung vollbracht. Je tiefer und kritischer eine Rezeption gelingen wird, um so fruchtbarer wird sie werden. Genau hier scheint mir auch die Chance der Wissenschaft zu liegen, im Blick auf Randbedingungen, die sich nicht einfach

dem Corpus der Hermeneutik einverleiben lassen, und im Blick auf den Reibungseffekt konkurrierender extremer Denksätze aus dem Kreis der Tautologien auszubrechen, den Kittler so kennerhaft nachzeichnet. Kittlers Resentiment gegen das Aufschreibesystem von 1800 entfernt ihn weit von der kühlen Analyse von Regelkreisen, wie sie Naturwissenschaftler zustande bringen. Um einmal so pointiert zu formulieren, wie Kittler es schätzt: man haßt nur, was man liebt.

(Prof. Dr. Gerhard Kaiser)

2

GERHARD NEUMANN

Albert Ludwigs Universität Freiburg,
Deutsches Seminar 29. November 1982

GUTACHTEN

zur Habilitationsschrift von Herrn Dr. F.A. Kittler
Aufschreibesysteme 1800/1900

Es ist schon bemerkt worden, daß die Literatur des 20. Jahrhunderts etwas mit den «Techniken» des Schreibens zu tun hat, daß sich daraus Schwierigkeiten für die Konstitution des «Subjekts» und die Legitimation des «Autors» ergeben, und daß hierbei wiederum die Beziehungen der Geschlechter in ein merkwürdiges Zwielficht («das Ende der Liebe») geraten. Es ist bislang nicht versucht worden, diese Zusammenhänge als Strukturen einer kulturellen Situation systematisch sichtbar zu machen: Eben diesen Versuch unternimmt die Arbeit F.A. Kittlers. Sie tut dies sogar mit literaturhistorischem Anspruch, indem sie zwei durch ihre geschichtliche Situation differente Aufschreibesysteme (der Begriff entstammt den «Denkwürdigkeiten» des Senatspräsidenten Schreber) rekonstruiert, die die oben genannten Zusammenhänge auf gegensätzliche Weise repräsentieren: die Schreibordnung der Goethezeit um 1800 – die Schreibordnung der «Nietzsche-Zeit» um 1900 (deren Merkmal, wie die Anführungszeichen andeuten, der Widerruf der autorisierten Schrift ist).

Die Arbeit Kittlers verfährt nicht geistesgeschichtlich, sondern technikgeschichtlich. Sie macht also in gewisser Weise Ernst mit der schon lange aufgestellten Behauptung, daß «Buchstaben in der freien Natur nicht vorkommen», und sucht dem seit der Goethezeit ins Bewußtsein dringenden Umstand Rechnung zu tragen, daß Dichtung sich aus ihren Buchstaben selbst zu legitimieren habe: als Handschrift des «liebenden Körpers» um 1800, als Maschinenschrift des «verlöschenden oder toten Körpers» um 1900. Dieser Wechsel in der Organisation des Schreibakts von der Einflüsterung (der Muse) zum Diktat (in das Ohr der Schreibmaschinistin) läßt sich (im klassischen Sinn

zumindest) nicht psychologisch, sozio|2|logisch, gesellschaftsgeschichtlich oder gar allgemein historisch bündig «erklären», und das versucht die Arbeit Kittlers auch gar nicht –; er läßt sich aber sichtbar machen, und zwar im Hinblick auf Techniken des Schreibens, wie sie die beiden Querschnitte durch historische Situationen («1800» – «1900») rekonstruieren. Daher ist in Kittlers Buch wesentlich von solchen Techniken des Schreib- und Leseerwerbs, des Unterschieds von Fraktur und Antiqua, der Schriftfixierung durch Feder und Maschine, der Schrift-distribution und Schrift-Tresorierung durch Grammophon und Parlograph, durch Diktiergeräte und Schreibmaschinen, durch Bildschirme und Datenspeicher die Rede – außerordentlich sachkundig, wie mir scheint. Literarische und außerliterarische Texte werden als Beispiele herangezogen – ebenso sachkundig, mit oft geradezu atemberaubender Genauigkeit[!] in ihrem Beweischarakter. (Ein Musterbeispiel ist der von Kittler zitierte Brief Kafkas an Felice Bauer vom 22. und 23. Januar 1913, dessen Verlesung genügt, um ganze Bibliotheken von Kafka-Literatur zu widerlegen, und der wohl gerade deshalb von der Forschung bislang nie bemerkt wurde.)

Kittlers «Thesen», die sich allmählich und mit immer stärker werdender Stringenz aus seiner Argumentation herauschälen, sind im Grunde einfach: vielleicht nicht einmal Thesen im strengen Sinne, sondern Beschreibungen zweier gegensätzlicher Regel-Systeme.

Im Aufschreibesystem von 1800 sind zwei Welten der Schrift erkennbar: die Schrift der Gesetze, wie sie von den Beamten, die Schrift der Poesie, wie sie von den Dichtern verwaltet wird. Schlüsselstelle zwischen beiden Systemen ist der Ort, wo der Mund der Mutter das Kind lesen lehrt: es im Vergessen der Schrift die Poesie, im Wissen der Schrift das Gesetz lehrt. Durch diese Situation des «technischen» Erwerbs der Lese- und Schreibfähigkeit werden zwei Reden erst begründbar, die der Literaturwissenschaft als solche natürlich längst vertraut sind: die Rede von |3| der «Muttersprache» auf der einen Seite, die Rede von der Schrift «im Namen» des Vaters auf der anderen. Während die Frau (als Mutter, als Liebende, als Muse) die Männer zum Sprechen bringt, ist es der Mann, der Männer ins Schreiben initiiert. Während die Pädagogik den Nexus zwischen Mutter und Kind verwaltet, bezieht sich das Staatsrecht auf den Nexus zwischen Staat und Beamtenum. Zwischen beiden entspringt die Poesie, indem sie ein Doppeltes simuliert: die Rückkehr zur Mutterstimme, das heißt aber das Vergessen der Schrift; und die Rückkehr zur Urschrift,

das heißt zur mythischen Legitimation der Schrift aus dem Ursprung. Diese Zusammenhänge werden von Kittler durch vorzüglich ausgewählte Beispielanalysen entwickelt: die Funktion der Frau als Leserin und den Mann zum Reden bringender «Natur» durch Analysen der Verhältnisse zwischen Clemens Brentano und Bettina Brentano, zwischen Creuzer und der Günderröde; die Funktion des Lesenlernens durch Analyse von Jean Pauls «Fibel»; den Nexus zwischen Pädagogik und Staatsrecht, an deren Berührungspunkte die Poesie entspringt, anhand von Kleists «Prinz Friedrich von Homburg»; die Rolle der Universität als Vermittlerin des Aufschreibesystems durch eine Analyse der Schreib- und Vorlesungssituation Fichtes, die Suche nach der «Urschrift» schließlich durch eine ausführliche Darstellung der Schriftproblematik in E.T.A. Hoffmanns «Goldenem Topf».

Das wesentliche an Kittlers Darstellung ist, daß er die Zusammenhänge des «Kulturproblems» Schrift als Schaltkreise begreift, deren Arbeit den schreibenden Beamten und den schreibenden Dichter hervorbringt; die Schlüsselstelle in diesem Zusammenhang wird der Frau als «Dichtung Konsumierender» zugewiesen, während der Philosophie die «Produktion», der Dichtung die «Distribution» des Diskurses zukommt. Kernproblem dieses Zusammenhangs ist die Frage, inwieweit etwas «spricht, wenn es nicht mehr spricht», das heißt aber, wenn der Sprechakt um der Frau willen, als «Natur», als «Mutter», als «Liebe», den Schreibakt «vergessen» macht. |4|

Im so beschriebenen Aufschreibesystem gewinnt die Dichtung universalen Anspruch: Sie ist es, die die {Distribution}<Verteilung und Kanalisierung> der Diskurse übernimmt und damit als Identifikationsrahmen von «Subjekten» denkbar wird.

Das Aufschreibesystem von 1900 ist dem von 1800 diametral entgegengesetzt. Es bezeichnet den Übergang von der «Dichtung» zur «Literatur», vom «vergessenen» zum «autonomen» Buchstaben. Der Beginn dieses Kapitels ist wohl der beste Teil von Kittlers Buch; wie der erste Teil mit der Deutungssituation des «Wortes» einsetzt, der Faust sich in seiner Studierstube anheim gibt, so der zweite Teil mit der Rekonstruktion von Nietzsches Schreibsituation. Hier gibt es keine Instanz der Diskursproduktion mehr, die den unartikulierten Anfang aller Artikulation (der «puren Stimme») noch mitmeint; keine Instanz für die Distribution der Diskurse, also keinen «Kanal», der neue Schreiber und Leser wirbt; schließlich auch keine Instanz der Konsumtion mehr, die die Rückübersetzung der Reden in den

Ursprung garantiert. Vielmehr wird ein zwingender Bezug zwischen der Technik und der Lettierung sichtbar: der Erfindung der Telegramme, der Post, der Stenographie, der Schreib- und Diktiermaschinen auf der einen Seite mit dem neuen Redesystem von Literatur auf der anderen. Kittler zeigt an den Beispielen August Stramms und Friedrich Nietzsches, wie die Erzeugung von Schrift nicht mehr aus der Stummheit der redenmachenden Natur, sondern aus der Erfahrung der Selbstreproduktion von Medien erfolgt. Hierbei spielen zwei wichtige Modelle eine Rolle: das des Zufallsgenerators, wie ihn die Selbstversuche Ebbinghaus' mit der Merkfähigkeit des Gehirns, seiner Dichotomierungs- und Speicherqualität zum ersten Mal sichtbar machen; und das Modell des hieraus abgeleiteten Prinzips der «Gedankenflucht», das dann auf eine dritte Vorstellung zusteuert: das vehement erwachende Interesse, das dem «Rauschen» vor aller Kommunikation gilt. Der «Deutungsenergie», wie sie die Figur Fausts im Aufschreibesystem von 1800 repräsentiert, wird die Vorstellung der Psychophysik entgegengestellt, wie sie sich in [5] der Selbstreproduktion des Buchstabens und der Beobachtung von deren Gesetzen manifestiert. So erscheint denn auch das klinische Interesse an Aphasie, Alexie, Agraphie, Agnosie, Asymbolie als vollkommen konsequent: «In dieser langen Liste von Ausfällen wird das Rauschen vor jedem Diskurs Thema und Methode zugleich.» (303)

Die hier entwickelten Zusammenhänge werden von Kittler dann anhand von Beispielen beglaubigt: Hervorzuheben sind die Analysen Morgensterns, der Praxis und Theorie von Arno Holz, der Schreibversuche von Breton, Cros, Mynona und der expressionistischen Generation.

Wichtigstes Resultat dieser Überlegungen ist die Einsicht, daß das Aufschreibesystem von 1900 gegenüber dem universellen Deutungsanspruch des Systems von 1800 massiven Einschränkungen unterzogen wird: daß Kino und Phonograph das globale Verstehenspostulat von «Dichtung» einschränken und das Spiel mit Buchstaben zur «Literatur» machen. Während das Kino die Wörter entwertet, indem es ihre Referenten vor Augen stellt, und der Phonograph die Wörter entleert, indem er Signifikate auf Stimmphysiologie hin unterläuft (345), bleibt für die Literatur nur das «Symbolische» im linguistischen Sinne übrig: die Notwendigkeit, Daten auf sich selbst einzuschränken – da ja das Reale dem Grammophon zufällt, das Imaginäre dem Film (345f.).

Die in dem ersten Teil des zweiten Kapitels souverän entwickelten Kategorien des «Technischen» im Funktions-

rahmen des neuen Literaturbegriffs werden dann auf Freuds psychoanalytische Redeordnung und auf den Diskurs des Paranoikers Schreber angewendet. Kittler zeigt, wie der Text des Geisteskranken als «Körper» für die Rede der Psychoanalyse dient und wie damit von der Psychoanalyse eben jener Platz besetzt wird, den Literatur im Aufschreibesystem von 1800 inne hat. [6]

Die Verdrängung der Literatur aus dem universalen Deutungszusammenhang zeigen dann im einzelnen Analysen von Rilkes «Malte Laurids Brigge», von Kafkas Briefwechsel mit Felice, von Benns Rönne-Novellen und Valérys «Mon Faust». Die beiden Aufschreibesysteme von 1800 und von 1900 stehen einander gegenüber wie die Kategorien der Hermeneutik und der Auszählung, der Erziehung und des Automatismus, des universalen Sinns und des Unsinn, der Autorschaft und der *Ecriture automatique*, des Schreibers von Schriften und der Diktatmaschine.

Kittlers Arbeit ruft Abwehr hervor, weil sie dem, was die Literaturwissenschaft lange «Seele» genannt hat, durch das «Bild» des Schaltkreises beizukommen sucht; weil sie nicht «Wahrheiten», sondern «Funktionen» rekonstruiert und nahelegt, daß Wertungen in diesem Zusammenhang nicht weiterführen; für mich ist die Arbeit freilich zugleich von unwiderstehlicher Faszination, weil sie sichtbar macht – und zwar durch vorzügliche Beispiele, die ein dichtes Argumentationsnetz begleiten – was so zuvor nicht erkennbar war: die «Ablesbarkeit» kultureller Paradigmen an den fundamentalen Techniken ihrer Reproduktion. (Daß die Arbeit hier einen qualitätsvollen Beitrag zur Medienwissenschaft leistet, sei nur nebenbei bemerkt.) Daß die Kerntechnik «bürgerlicher Identität» das Schreiben- und das Lesenlernen ist, war immer unbestritten, nur hat bisher niemand versucht, aus dieser (in den Geschichten der Pädagogik, der Schreibkultur, der Techniken von Schreib- und Diktiermaschinen gut dokumentierten) Tradition die Schreibordnungen der Literatur und ihre Verwandlungen abzuleiten. Diesen Versuch vorgelegt zu haben, ist das eminente Verdienst von Kittlers Arbeit – auch wenn man notwendige Vereinfachungen, Überakzentuierungen und Ausblendungen von leicht auffindbaren Gegenbeispielen (lauter Kriterien «erster Versuche») in Rechnung stellt.

Über die hier vorgelegte Leistung sollte man sich durch Anfangsschwierigkeiten bei der Lektüre nicht täuschen lassen. [7] Wissen und Scharfsinnigkeit führen den Verfasser dazu, gelegentlich verbindende Materialien oder Gedanken auszulassen. Es fällt der Arbeit schwer, sich im System universitären Sprechens zu etablieren (was sie ja

vermutlich auch gar nicht will), weil sie auf merkwürdige Weise zwischen den Stühlen sitzt: Einerseits vermag sie sich dem universitären «Diskurs» durch ihre Gelehrsamkeit einzuschmiegen, andererseits entfremdet sie sich ihm durch den Gestus einer metasprachlichen Arroganz, die sich den Anschein gibt, als verschmähe sie den Anspruch auf Wahrheit.

Ich gestehe allerdings, daß diese Irritation durch die Lektüre des zweiten Teils sich über weite Strecken in die Bereitschaft, sich auf die eröffneten Perspektiven einzulassen, verwandelt hat.

Von eminenter Bedeutung scheint mir der Versuch Kittlers, sich von der Methode des sogenannten «Poststrukturalismus» zu distanzieren. Mit Recht kritisiert Kittler an Foucault: «Die Unsicherheit kommt auf, weil Foucault Diskursregeln als denkbare Regeln ansetzt und Technologien, heißt das, übergehen.» (391) Diskursregeln lassen sich in der Tat nicht aus historischen «Diskursen» entwickeln, die ja ihrerseits nicht mehr «hinterfragbar» sind. (Seit Kittler zeigt, daß das Wort von Nietzsche stammt, darf es wieder verwendet werden.) Kittler unterzieht sich demgegenüber der Mühe, minutiös die Schritte jener Technologie zu rekonstruieren, die dann ins Ganze eines «neuen» Diskurses umzuschlagen beginnt. Diese die Schreibtechnik und Medienproblematik betreffenden Teile der Arbeit haben mich fast ohne Einschränkung überzeugt.

Von hier aus ist mir auch deutlich geworden, warum Kittler die Vorstellung des Schaltkreises als methodisches Konstrukt benutzt. Es ist der Punkt, wo Technik und Kommunikationsstruktur unmittelbar aufeinander bezogen werden, wo also die Methode aus der Natur der Sache – daß nämlich «Buchstaben in der Natur nicht |8| vorkommen» – hervorgeht. (Karl W. Deutsch hat mit einem ähnlichen, aber lange nicht so differenziert arbeitenden Modell politische Kommunikations-Zusammenhänge aufzuschließen gesucht.)

Der eigentliche Wert der Arbeit besteht nach meiner Einschätzung darin, daß dieses System der Schaltkreise nicht nur postuliert, sondern durch mit eminenter Sicherheit ausgesuchte Beispiele auch evident gemacht wird; die Deutungsakte Kittlers, mögen sie auch nur als Skizzen verstanden sein, da ihnen Kernfunktion in dem dargestellten Zusammenhang nicht zukommt, sind durchgängig von großer Überzeugungskraft, seien es die Gegenüberstellungen von Goethes «Faust» und Valérys «Faust»-Dichtung, von Goethe- und Morgenstern-Texten, die Analysen von Kafkas Briefwechsel, der Vergleich von Fausts Unter-

schrift <(dem Teufelspakt)> mit Georges Erfindung einer privaten Druckschrift, seien es die oft nur angedeuteten Interpretationen dritt- und vierrangiger Texte; immer ist die Beweiskraft stupend, die vorgenommene Lektüre augenöffnend. (Ich halte Kittlers Kafka-Interpretation, die sporadisch, keineswegs systematisch im Text erscheint, im Zusammenhang der bestehenden Kafka-Forschung für epochal.)

Ein Wort noch über die Schrift der Arbeit selbst: Der Text stellt ein Aufschreibesystem eigener Art dar, welches das behandelte Problem gewissermaßen formal noch einmal thematisiert. Es «tut» zugleich, was es zu «sagen» versucht. Daß dabei gewisse Tücken solcher Systeme sich mitreproduzieren, scheint mir nur konsequent: Denn ist es nicht gerade auch die Verwandlung von verstehbarem Sinn in den Unfug eines Aufzählensystems, wenn die Anmerkungen zwar am Fuß der Seite erscheinen, was jeden Leser – spätestens seit Jean Paul und Ernst Robert Curtius – freut, wenn in der Fußnote dann aber doch nur Namen und Jahreszahlen «ausgeworfen» werden, man also ein Merkkünstler vom Format eines Ebbinghaus sein müßte, um aus der «Liste» «Bedeutung» zu saugen. Ebenso scheint es mir eine Ironie der «Tücke des Objektes» zu sein, daß der einzige Druckfehler, den ich finde, (ich sage |9| bewußt Druckfehler und nicht Schreibfehler) auf 581 Seiten «le» statt «je» setzt (S. 369), also den Übergang vom Schreibsystem 1800 zu dem von 1900 als Palimpsest sichtbar macht.

Kurz gesagt: Kittlers Arbeit wird gewiß massiven Widerspruch herausfordern, weil materiale und symbolische Felder letztlich doch immer nur an «toten Punkten» Berührung haben und dort, ob man es will oder nicht, Hermeneutik wuchert; sie wird aber der Erforschung literaturgeschichtlicher Vorgänge wesentliche Impulse für lange Zeit geben, weil sie nicht nur (trotz einiger Manierismen) glänzend geschrieben ist, sondern auch Materialien und Gedanken enthält, aus denen sich eine ganze Reihe weiterer Habilitationsschriften speisen läßt. Ich habe daher allen Grund, die Arbeit F. A. Kittlers der Philosophischen Fakultät zur Annahme als vollgültige Habilitationsleistung zu empfehlen.

Prof. Dr. Gerhard Neumann

3

HANS-MARTIN GAUGER

Albert Ludwigs Universität Freiburg,
Deutsches Seminar 10. Dezember 1982

Gutachten zur Arbeit «Aufschreibesysteme
1800/1900»
von Herrn Dr. F. A. Kittler

Die von F.A. Kittler vorgelegte Arbeit ist in Form und Inhalt ganz ungewöhnlich. Sie entspricht nicht dem Genus «Habilitationsschrift». Allgemeiner und genauer: sie verfehlt prinzipiell den wissenschaftlichen Diskurs. Was hier vorliegt, ist ausserwissenschaftlicher Diskurs, zum Teil, ziemlich weithin, ist es nicht einmal rationaler Diskurs. Gerechter wäre es wohl zu sagen: der Verfasser verfehlt nicht so sehr die Rede- und Argumentationsweise der Wissenschaft, sondern er strebt sie von vorneherein nicht an. Nicht Verfehlen also, sondern, bereits im Ansatz, eine prinzipiell in andere Richtung gehende Option. Dies gilt für Form und Inhalt. Die Arbeit ist stilistisch nicht nur überaus locker; sie ist gekennzeichnet durch Verspieltheit, Preziosität und Witzerei. Dies Fehlen von Ernst, von gravitas, im Stilistischen ist für sich selbst noch nicht ausschlaggebend, aber das Fehlen solcher gravitas ist doch gravierend: stets ist ja der Stil nicht nur Stil; er deutet auf Darunterliegendes. Insgesamt fehlt es der Arbeit an Begründung, an Herleitung. Fast unausgesetzt fühlt man sich gedrängt zu fragen: wieso? wieso soll das so sein, wie hier gesagt wird, dass es sei? Also: wenig Begründung und zwar sowohl in gedanklicher Hinsicht als auch empirisch. Besonders an empirischer Begründung fehlt es. Es wird da weithin, mit Kant zu sprechen, bloss «aufgerafft»: mehr oder weniger Passendes, meist weit voneinander entfernt liegend, wird zusammengestellt, wobei dem Verfasser eine zweifellos recht ausgedehnte Lektüre und viel Beweglichkeit, auch Findigkeit, zugute kommen. Das nicht in das leitende Denkschema Passende wird übersehen; es kommt nicht in Betracht. Dies ist entschieden mehr als blosser Einseitigkeit. So ergibt sich insgesamt der Eindruck eines hohen Masses an

Beliebigkeit: ein beliebiges, aperçuhaftes, |2| oft recht gewaltsames, manisch eigensinniges Verbinden von gedanklichen oder empirischen Elementen. Findigkeit verbunden mit wenig sensibler Sturheit; gewaltsame Beliebigkeit. Damit hängt ein weiteres Kennzeichen dieser Arbeit zusammen. Es findet sich in ihr kaum Auseinandersetzung mit anderen. Zwar ist der Arbeit ein umfangreiches Literaturverzeichnis angefügt (54 Seiten), aber im Text selbst ist deren Rezeption nicht erkennbar. Bei den Fussnoten handelt es sich meist um Zitatnachweise und Hinweise auf die Literatur. Auch hier gewinnt man den Eindruck nicht so sehr eines Verfehlers, sondern vielmehr eines von vorneherein nicht Anstrebens des Wissenschaftlichen. Dieser Punkt ist von erheblicher Bedeutung, weil Wissenschaft prinzipiell ein kollektives und kommunikatives Unternehmen ist: sie steht und fällt mit dem Bemühen um Auseinandersetzung mit Fachgenossen oder anderen. Ihr Leben ist das Gespräch, die Diskussion. Hier also äusserst wenig Diskussion, keine oder allenfalls ganz punktuelle und nie eigentlich eingehende Auseinandersetzung mit anderen. Es finden sich nur Absetzungen, nur ironisch getönte milde Zurechtweisungen anderer. Mit diesem extrem diskussionsunfreudigen Charakter dieser Arbeit hängt wiederum zusammen, dass ein Kapitel, eine Einleitung fehlt, in welcher das Verfahren begründet würde und eine Einordnung der Arbeit selbst stattfände in das bisher Erarbeitete, oder in der gezeigt würde, dass hier eine Lücke, etwas bisher nicht Gesehenes ist, das nun zur Darstellung kommen soll. Dabei hat die Arbeit ganz unzweideutig ihre Herkunft, zu umschreiben etwa durch die Namen Derrida, Foucault und Lacan. Warum legt diese Arbeit ihre Bedingtheit nicht offen? Warum legt sie nicht dar, weshalb sie diese Autoren heranzieht, als Vorbild nimmt und inwiefern sie sich von deren Bemühungen eventuell unterscheidet? Im übrigen brauchte diese Einordnung und methodische Darlegung nicht unbedingt im ersten Kapitel zu erfolgen. Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, dass selbst der zentrale Begriff dieser Arbeit, der auch ihren Titel abgibt, der Begriff des «Aufschreibesystems», nicht erläutert wird; er ist auf der zweiten Seite plötzlich, als wäre er das Selbstverständlichste, da.

Der Begriff oder jedenfalls Terminus «Aufschreibesystem», findet sich dann, in einem Zitat aus Schreber, auf S. 421: offenbar stammt er von daher, obschon er natürlich erinnert an Roland Barthes und dessen «écriture». Nur nach und nach ergibt sich im Verlauf der Arbeit, was mit diesem Terminus gemeint ist, und dies ist ja dann sehr

Vieles [3] und sehr Verschiedenartiges. Zu den allgemeinen und insofern formalen Einwänden, die gegen diese Arbeit zu machen sind, gehört auch ihr häufiges Ausweichen ins Poetische. Besser wäre auch hier vielleicht zu sagen: ihr Nicht-Vermeiden des Poetischen. Immer wieder stösst man auf Sätze, die schön sein wollen, die allenfalls schön sind. Es ist dabei nicht so, was ja nicht zu beanstanden wäre, dass zu einem klar erkennbaren Gedanken, zu einem eindeutig greifbaren Inhaltlichen die «schöne» Formulierung hinzukäme, sondern es handelt sich wirklich um das «Poetische» im Sinne des Unverbindlichen, des nicht Greifbaren. Also immer wieder Äusserungen, die nicht richtig und nicht falsch sind, die ihrer Anlage nach also auch nicht falsifizierbar sind. Hierfür einige Beispiele: «Der Wanderer und sein Schatten» heisst... das Buch, darin Nietzsche zum ersten Mal Telegrammstil probt. So krank und kurzsichtig werden die Augen eines Konjunkturalkritikers, dass jeder gelesene Buchstabe seinen Preis und Schmerz fordert. So müde wird der Basler Professor seines Berufs, dass die Augennacht einen Schatten gebiert, jenseits von Bildung und Universität» (S. 266). Oder im Anschluss an die Darlegungen eines Autors, der den «Damen», den Müttern, klarzumachen sucht, wie man ein m, n und ein l artikuliert: «Unversehens ist aus einer Fibel für Kinder eine, nicht zufällig gleichzeitige Czerny-Schule der Geläufigkeit für musikalische Damen und Mütter ohne Pianoforte geworden. Wo ehemals Alphabeten lesen lernten, lernen erst einmal Mütter den eigenen Mund kennen. Das phonetische Selbstexperiment Lautieren stellt den Muttermund mit seinen Gängen, Höhlen, Abgründen allererst her. Und die Kleinen, statt Büchern oder philanthropischen Buchstaberspielen zu gehorchen, sind nur noch Auge und Ohr für die Instrumentaldarbietungen dieses Mundes. Wenn sie später im Leben wieder einmal sprechen, was die Eine ihnen in frühesten Kindheit vorgesagt hat, ist ihnen «noch oft, als schauten sie nach ihren Lippen und sprächen ihr nach» (S. 44/45; das Zitat ist aus C. Brentano) {Im Anschluss an die} <Die> Stelle aus dem «Faust» «Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen/woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?» führt zu der Äusserung: «es geht also darum, Durst und Begehren nicht offen zu lassen wie Philologen oder Rhetoren, sondern so restlos zu stillen, dass sie erlöschen. Der Tod des Begehrens aber heisst Seele. Deshalb besteht die neue Erquickung, auf Evangelium angewandt, im Übersetzen aus eigener Seele und redlichem Gefühl» (S. 13) Letzteres bezieht sich [4] auf die Stelle im Faustmonolog, in welcher

Faust den Beginn des Johannes-Evangeliums übersetzt. Ein Satz wie «Der Tod des Begehrens aber heisst Seele», in sich selbst weder richtig noch falsch, sondern schlicht unsinnig, bekommt sofort Sinn, wenn er «eingekleidet» wird, etwa dergestalt: «Als Inge geendet hatte, sah Mario sie lange an. Schliesslich sagte er: «Du redest vom Begehren und vom Tod. Der Tod des Begehrens aber – hier nahm sein Gesicht einen eigentümlichen Ausdruck an – heisst Seele». Die Poesie liegt oft auch im Verbinden mit schönen Stellen Anderer. Ein Beispiel. Im Blick auf Versuche mit dem sogenannten Tachistoskop heisst es: «Versuchspersonen (die einmal mehr zugleich professorale Versuchsleiter sind) sitzen also mit Köpfen und Augen, deren Bewegung durch Fesseln verhindert oder gar unterlaufen wird, vor schwarzen Guckkästen, aus denen für die Dauer eines Blitzes – der Leseforschungspionier Donders hat tatsächlich mit elektrischen Induktionsfunken gearbeitet – einzelne Buchstaben aufscheinen. Höhlengleichnis der Moderne. «Ein Blitz. Dionysos wird in smaragdener Schönheit sichtbar» verhiess der Dithyrambus. Ein tachistoskopischer Trick und für Millisekunden werden in skriptaler Schönheit Lettern sichtbar» (S. 310). Hier wird also zugleich ein Beispiel für die genannte Beliebigkeit die sehr schöne Stelle aus Nietzsches «Ariadne» herangezogen, von der zuvor bereits die Rede war (S. 273ff). Immer wieder stösst man auf Stellen dieser Art: sie mögen von literarischem Wert sein (dies steht hier nicht zur Debatte), wissenschaftlich sind sie kaum brauchbar. Ortega y Gasset hat einmal gesagt: «Entweder man macht Wissenschaft oder man macht Literatur oder man schweigt». Dies mag allzu intransigent sein; in der Tat lässt sich beides, insbesondere auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft, nicht immer klar auseinanderhalten. Aber diese Arbeit geht in der Vermischung doch zu weit. Hinzukommt, dass nicht wenige Sätze nahezu unverständlich sind. Dafür ein Beispiel: «Was spricht, wenn Es spricht, ist immer das Fatum. Freud könnte ein Lied davon singen. Weil schon grammatisch der Wiederholungszwang herrscht, fallen Medium und Botschaft zusammen. Der Diskurs wird unentrinnbar im Mass seiner Leere. Nicht von Gedanken und Innerlichkeiten, von Meinen und Verstehen ist die Rede des Spontanschreibens; sie ist es einzig von Reden und Zungenfertigkeiten. Weder das Unvermeidliche, [5] noch die Leute, denen es droht, existieren anders als durch Hörensagen. In der methodischen Isolation ihres Labors, von allen klassischen Bestimmungen des Weibes abgeschnitten und der neuen desexualisierten Universität integriert, spricht

und schreibt eine Idealstudentin, als sei die verworfene Wahrheit vor und über dem Abendland zurückgekehrt. So folgenreich tritt Psychophysik an die Stelle okkultur Medien (lies: Frauen). Einsam und berauscht, sitzt auf dem Dreifuss wieder eine Pythia, der Männer oder Priester die verhohlene Angst der Leute zuflüstern. Die Herrin des Orakels aber kann nicht trösten; was immer sie sagt, es wird unvermeidlich, weil sie es sagt. Tragischer ist niemand als Cassandra...» (S. 319). Auch in ihrem Zusammenhang wird diese Stelle, die wiederum ein Beleg für poetischen Eskapismus ist, kaum verständlicher. Auch hier begegnen wir wieder jenem narzisstisch akommunikativen Zug der Arbeit, der sich in verschiedener Weise in ihr äussert. Der Verfasser tut seinem Text Unrecht, wenn er immer wieder Stellen aus anderen Autoren zitiert. Diese Stellen, namentlich solche von Freud oder Nietzsche, sind wie selige Oasen inmitten unwegsamen Gerölls... Der akommunikative Zug tritt übrigens bereits im Inhaltsverzeichnis hervor, das keinerlei aufschliessenden, sondern eher einen verschliessenden und übrigens wiederum überaus verspielten Charakter hat. Dasselbe gilt für die beziehungslos vorgestellten Motti. Das Eingangszitat aus Borges enthält übrigens einen der ganz wenigen Tippfehler der Arbeit. Doch sollen weder Motti noch Inhaltsverzeichnis hier ins Gewicht fallen.

Es geht bei einer Habilitationsschrift um Wissenschaft; bei Wissenschaft geht es um Wahrheit; Wahrheit ist eine Eigenschaft von Sätzen; wenn Sätze unverständlich sind, wenn sie allenfalls schön sind oder in erster Linie schön sein wollen, ist die Möglichkeit nicht gegeben, festzustellen, ob sie richtig sind oder falsch. Das Wahrheitskriterium kann an solche Sätze nicht angelegt werden. Hier hört dann, jedenfalls für die Wissenschaft, alles auf. Ich habe im übrigen den begründeten Verdacht, dass diese Arbeit Wahrheit nicht nur selten erreicht, sondern an ihr letztlich uninteressiert ist. Ihr scheint es letztlich nicht um einen Gegenstand, sondern allein um sich selbst zu gehen. [6]

Noch einmal meine formalen, allgemeinen, grundsätzlichen Einwände: Unernst im Stilistischen; unzureichende Begründung: Beliebigkeit im Inhaltlichen; Fehlen fast ganz von Auseinandersetzung mit Anderen; Weigerung, den eigenen Ansatz zu legitimieren; Weigerung, den leitenden Begriff zu explizieren; Ausweichen oder besser Hängenbleiben in einer Art von Poesie.

Insofern ist es vielleicht ungerecht, weil der inneren Tendenz dieser Arbeit zuwiderlaufend, an sie das Wahrheitskriterium anzulegen. Man tut hierin vermutlich dem

Verfasser Unrecht. Die Frage «stimmt das?» scheint nicht die zu sein, mit der er rechnet. Gleichwohl muss sie, aufgrund der Art von Beurteilung, die hier gefordert ist, gestellt werden. Daher nunmehr zum Inhaltlichen, wobei ich mich auf die zentrale These der Arbeit konzentriere. Unter dem Terminus «Aufschreibesystem» versteht der Verfasser ungefähr:

- Art, wie geschrieben wird im «graphischen», technischen Sinn
- Art, wie Schreiben und Lesen gelehrt (und gelernt) werden
- Art, wie geschrieben wird im Sinn des «Stils», der «Schreibweise»
- Art, wie Literatur produziert und rezipiert (konsumiert) wird
- Wirkungen der beteiligten Medien des Schreibens und Sprechens auf das Schreiben
- Art der Beziehung zwischen den Geschlechtern, insofern diese Beziehung konstitutiv wird für das Aufschreibesystem: Mutter als erste Lehrerin (Lesen und Schreiben), Frau (Mutter) als Adressatin

Die zentrale These lässt sich wie folgt schematisieren, wobei ich hoffe, zumindest im Wesentlichen das Gemeinte nicht zu verfehlen: [7]

Zentrale These der Arbeit (systematisiert)

«Aufschreibesystem 1800»	«Aufschreibesystem 1900»
«fleischgewordener Alphabetismus», Oralität, «Überspringen» («Tod») des Buchstabens	Autarkie des Buchstabens, Medium als Botschaft.
Mutter als erste kulturalisierende Instanz: sprachgebend	technische Medien: Schreibmaschine, Parlograph, Grammophon, Diktiergerät, Film, Tachyskop; «Rauschen»
Philosophie	Psychophysik (Ebbinghaus); Psychoanalyse; Sprachzerlegung
«Deutsche Dichtung» (beginnend mit dem Faustmonolog) Deutsche Dichtung als «Diskursverbund» von Kernfamilie, Gebildeten, Wissenschaft; Diskursdistribution durch Dichtung	Literatur (beginnend mit dem späten Nietzsche)
Staat als «Kontrollinstanz»; Freiheit zugleich gewährend und einschränkend, «akademische Freiheit»	

Hermeneutik	Auszählung
Signifikatslogik	Signifikantenlogik
Seelenlaut	Nervenreiz, Gedankenflucht, simulacrum von Wahnsinn
Frau (gleich Mutter, gleich Natur): Stummheit	plurale Frauen: redend und schreibend
geschlechtsspezifisch	geschlechtsunspezifisch
Autorschaft, der autorisierte Text	Tendenz zur «écriture automatique»
Frau als Adressatin, als Konsumptionsinstanz von Dichtung	

[8] Man wird zunächst sagen müssen, dass sich die Arbeit ein ungemein ehrgeiziges Ziel gesetzt hat. Es geht hier um so etwas wie eine Kulturmorphologie. Sie wird festgemacht an etwas eher Äusserlichem: an der Art und Weise, wie geschrieben wird und <wie> Lesen und Schreiben gelernt werden. Es handelt sich also um ein neues – aber entschieden banaleres – «gemäss der Schrift». Die Gefahr des Reduktionismus lauert schon im Ansatz. Auch mag man die Frage nicht unterdrücken, ob ein solcher Gegenstand, Morphologie oder Physiognomie einer Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt, überhaupt wissenschaftlichem Zugriff zugänglich ist. Umsomehr übrigens, als es sich bei dem zweiten «Aufschreibesystem» um dasjenige handelt, das bis in unsere Gegenwart hinein andauert. Ein anderer prinzipieller Einwand wäre der, dass es sich bei den beiden Aufschreibesystemen, was immer sie sein mögen, ganz offensichtlich um *europäische* Phänomene handelt. Zwar zieht der Autor, wie gesagt, französische Autoren des Strukturalismus und Poststrukturalismus ausgiebig heran, zwar werden auch französische und angelsächsische Schriftsteller als Zeugen gerufen (zum Beispiel Mallarmé, Valéry, James), aber die Untersuchung erstreckt sich doch ausschliesslich auf den deutschen Bereich und hat insofern von vorneherein etwas Provinzielles. Es fehlt sowohl für 1800 als auch für 1900 der hier notwendige Blick auf Frankreich oder England oder auch Italien. Sehr bekanntlich redete ja bereits Goethe von «Weltliteratur». In dieser Arbeit ist davon wenig zu spüren. Die Vorbilder sind Franzosen, sonst handelt es sich um einen «typisch deutschen Gegenstand».

Mein Haupteinwand gegen die These der Arbeit ist, dass sehr wenig oder nahezu nichts für sie spricht. Ich kann hier nur einige knappe, meist fragende Hinweise

geben. Zunächst: warum gerade zwei Brüche im Abstand von hundert Jahren? Warum gerade 1800 und 1900? Zum «fleischgewordenen Alphabetismus» usw.: hier wird vieles mystifizierend herausgeholt, was sehr viel einfacher ist und als solches zumindest einmal aufgezeigt werden müsste. In die Zeit um 1800 oder kurz danach fiel in der Sprachwissenschaft die Entdeckung des Lautlichen. Genauer: man wurde sich über den Primat des Lautlichen in der Sprache klar und somit auch über die rein abbildende Funktion des Buchstabens. Bekanntlich überschrieb noch Grimm das erste Buch seiner deutschen Grammatik mit dem Titel «Von den Buchstaben», obwohl er darin selbstverständlich auch von Lautlehre, Lautverschiebung usw. spricht. [9] Also: so etwas wie eine Befreiung vom Buchstaben in der Sprachuntersuchung. Im übrigen wusste man davon auch schon früher. Schon die lateinischen Grammatiker meinten mit «littera» nicht nur den Buchstaben, sondern auch den Laut. Diese Befreiung vom Buchstaben wurde nun rasch in Fibeln, von denen die Arbeit redet, umgesetzt. Sodann war jene Zeit natürlich geprägt von Menschenfreundlichkeit: Zeitalter der Empfindsamkeit, Rousseauismus überall, Kindgemässheit, Naturgemässheit der Erziehung, Entdeckung in gewissem Sinn des Kinds als solchem. Da wurde dann unweigerlich auch die Mutter wichtig: als Garantin einer «natürlichen» Erziehung. Hinzukam das traditionelle Frauenbild, nach welchem die Frau im wesentlichen für die Männer da ist als Mutter, als Geliebte, als Helferin. Übrigens fehlen im Literaturverzeichnis der Arbeit die hier sehr wichtigen Namen Ariès und Mauss. Damit ist eigentlich schon alles gegeben, und es ist sehr die Frage, ob hier Begriffe wie «Oralität», «Tod des Buchstabens» angemessen sind. Wenn einer jener Autoren (Basedow) auf den hübschen, philanthropischen Einfall kommt, Buchstaben zu backen, ist dies ein ausreichender Anlass zu der Feststellung: «Die philanthropische Alphabetisierung in allen Varianten zielt also auf eine kulinarische Oralität, deren unausgesprochenes Rätsellösungswort Mutter heisst» (S. 40)? Was 1900 angeht: Von einer «Autarkie des Buchstabens» zu sprechen, ist mehr als überzogen. Trotz George und trotz Nietzsches Schreibmaschine. Selbst im Blick auf Stefan George, bei welchem «Letternkunst» ohne Zweifel wichtig ist, scheint mir die Arbeit die Dinge erheblich zu überschätzen. Was die Mutter angeht: es spricht wirklich nichts dafür, dass die Stellung der Mutter um 1900 in irgendeiner Weise gegenüber 1800 geschwächt worden wäre. Was die technischen Medien betrifft: 1900 ist hier viel zu früh an-

gesetzt; hier waren doch erst die Anfänge, die noch keineswegs in die Breite wirkten. Der Film blieb lange Zeit als Kunst unerheblich. Gerade dies zeigen doch die Eskapaden des kleinen «Poulou» (Sartre) ins Kino mit seiner Mutter. Die Arbeit setzt eine mögliche Wirkung viel zu früh an, und sie überschätzt diese Wirkung insgesamt sehr erheblich. Ich füge den Belegen der Arbeit einen weiteren hinzu. C. Hohoff schreibt über den Lyriker Britting: «Im Krieg war er mehrere Male verwundet; die rechte Hand hatte ein lahmes Gelenk, an der linken fehlte der Zeigefinger. Er schrieb mühsam und langsam, aber sehr schön. Weil ihm das Schreiben mit der Hand schwerfiel, be|10|nutzte er die Schreibmaschine. Auch seine Entwürfe, jene Sätze oder Zeilenbündel, aus denen Gedichte hervorgingen, pflegte er mit der Maschine hinzuschreiben. Die Schreibmaschine, sagte er, hat den grossen Vorteil, dass alles sauber und gleichmässig auf dem Papier steht. Er korrigierte dann mit dem Bleistift. Die Handschriften seiner Gedichte, von Verehrern gelegentlich erbeten, waren Schönschreib- und Gefälligkeitsübungen» (Unter den Fischen, München 1982, S. 43). Was sagt dies alles aus? Ich befürchte für die Substanz wenig oder gar nichts. Müsste man nicht, wenn die Arbeit Recht hätte, an einem Text feststellen können, ob er per Hand oder per Maschine geschrieben worden ist? Und übrigens: hat nicht bereits Goethe diktiert? Zur Philosophie: natürlich war sie – alles anderes als neu – für die Klassik und Romantik bedeutsam, mit Einschränkungen; aber dies hört ja nach 1900 keineswegs auf, genau so wenig wie die Philosophie aufhörte. Nietzsche war nicht der «letzte Philosoph». Ist, was nach 1900 geschrieben wurde, insgesamt nicht noch weit stärker durch Philosophie geprägt? Musil? Thomas Mann? Die marxistisch inspirierten Autoren insgesamt? Sartre? Psychophysik und Psychoanalyse haben Philosophie keineswegs abgelöst. Im übrigen lassen sie sich ja mit Philosophien oder Philosophemen verbinden oder führten selbst zu solchen. Ausserdem wird nicht gezeigt, inwiefern etwa Ebbinghaus in die Breite gewirkt haben soll, was ja auch für die Psychoanalyse erst zu einem entschieden späteren Zeitpunkt gilt. Dann die eigentümliche Scheidung von Dichtung und Literatur! Die Deutsche Dichtung beginnt genau mit dem Faustmonolog; was vorher war, ist irgendetwas anderes, aber nicht Dichtung. Diese ausserordentlich kühne These wird vom Verfasser nirgends begründet. Eben so wenig begründet er, weshalb 1900 Dichtung enden und wieder etwas ganz Neues, nämlich Literatur, beginnen soll. Es hat jeder das Recht, eigene Termini zu wählen. Aber hier tritt nun wie-

der jener akommunikative Zug hervor: ist es nicht verwirrend, ist es nicht illegitim, pure Esoterik, diese gängigen Vokabeln ohne jede Begründung ganz anders zu verwenden als Herr Jedermann? Sodann: wenn die Träger der «Deutschen Dichtung» die Gebildeten sein sollen, was sich vertreten lässt, so gilt dies doch noch in weit höherem Mass für die «Literatur». Die Literatur nach 1900 ist doch insgesamt nicht volkstümlicher als die vor 1900. Desgleichen ist die Literatur nach 1900 nicht weniger eng verbunden mit der Wissenschaft als die vor 1900; sehr im Gegenteil. Schliesslich der Staat: auch seine Rolle findet sich nach 1900 wahrhaftig nicht geschmälert gegen|11|über der Zeit vor 1900. Was die Hermeneutik angeht, so beginnt sie gewiss mit dem beginnenden 19. Jahrhundert (es gibt aber Ansätze schon früher); aber eigentlich in Fahrt kommt sie doch erst nach 1900, wo sie nach der Arbeit enden soll: Dilthey, Heidegger, Gadamer. Auch ist ja eine Sprachphilosophie, überhaupt eine massive Hinwendung zur Sprache in der Philosophie erst in diesem Jahrhundert zu verzeichnen. Das Sprachthema blieb ein Randthema der Philosophie von der Neuzeit an bis zum deutschen Idealismus. Trotz Humboldt. Erst in diesem Jahrhundert rückte es ins Zentrum. Jedenfalls nach 1900 das genaue Gegenteil eines Zurücktretens dieses Themas. Dies Thema rückt ja dann auch in anderen Disziplinen, gegen die Mitte unseres Jahrhunderts, ins Zentrum des Interesses: Aufschwung der Linguistik; ihr Erfolg ausserhalb der Linguistik, Anthropologie, Literaturwissenschaft, Theologie usw. Dies gilt auch für die Literatur selbst. Und zwar tritt hier die Sprache keineswegs nur in ihrem Signifikanten-Aspekt hervor. Auch hier trifft das Gegenteil dessen zu, was die Arbeit behauptet: eine Beschäftigung mit dem Signifikat war gerade im 19. Jahrhundert selten; für die Sprachwissenschaft der Junggrammatiker etwa stand das Lautliche, also gerade der Signifikant, ganz im Mittelpunkt. Eine Semantik entstand ja erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts (M. Bréal). Dies müsste doch zumindest in der Arbeit irgendwo diskutierend aufgegriffen werden. Dann «Seelenlaut». Ist die Dichtung von 1800 bis 1900 wirklich ganz unter diesen Begriff zu bringen? Wie steht es in dieser Hinsicht bereits mit dem späten Goethe? Mit seiner späten Lyrik? Findet sich «Nervenreiz» nicht bereits in der Romantik? Sicher findet er sich im französischen Symbolismus. Dann die Gleichsetzung von Natur und Mutter. Diese ist gewiss ausserordentlich alt und keineswegs erst um 1800 zu verzeichnen. Wieder markiert übrigens, was die Stellung der Frau insgesamt angeht, das Jahr 1900 keiner-

lei Bruch. Es kann keine Rede davon sein, dass hier «redende und schreibende Frauen» massiert auftreten gegenüber den früheren Jahrzehnten, in denen die Frauen ja auch nicht durchweg stumm waren, worauf die Arbeit zum Teil selbst verweist. Caroline Schlegel, auch übrigens Madame de Staël, stelle ich mir nicht als stumme Schönheiten vor. Der Einbruch der Frauen in die Universität um 1900 oder kurz danach war äusserst peripher. Von einer «desexualisierten Universität» kann keine Rede sein, übrigens bis heute nicht; da ist bis heute ausserordentlich viel «Geschlechtsspezifik». [12]

Dann Literatur tendenziell als *simulacrum* von Wahnsinn: gewiss trifft dies teilweise zu. Wobei ich mich frage, weshalb in der Arbeit der Präsident Schreber so hoch angesetzt wird. Gewiss ist dieser Fall ausserordentlich interessant für sich selbst genommen: aber was hat von ihm in die Breite gewirkt? Darauf käme es doch an. Für wen wurde er so etwas wie ein Vorbild? Jedenfalls trifft für sehr viele der grossen Autoren nach 1900 jene Kennzeichnung nicht zu: Brecht, Musil, Mann, Benn, Rilke, George; auch Kafka ist durch sie doch nur ausserordentlich ungefähr getroffen. Und dann wieder: gibt es Analoges nicht schon zuvor, zur Zeit der «Deutschen Dichtung»? Schliesslich sehe ich auch nicht, weshalb der Autor in irgendeinem Sinn zurücktreten soll, nach 1900, gegenüber den Jahrzehnten zuvor. Gewiss haben wir da, seit W. Kayser's Pamphlet wohl bekannt, eine Krise des Autors. Aber sie führt doch nicht zu seiner Schwächung in der Literatur selbst. Jedenfalls vermisse ich auch hier wieder eine irgendgeartete Auseinandersetzung mit all dem Vielen, das zu diesem Gegenstand bereits geschrieben worden ist. Hilft die Unterscheidung des Verfassers zwischen E-Literatur und U-Literatur da weiter? Ist sie mehr als nur schlau? Was hat es für einen Sinn, Thomas Mann als «Unterhaltungsromancier» zu bezeichnen (S. 403); übrigens ein Beispiel für die fehlende Begründung – eines unter sehr vielen –: es heisst einfach: «Der Unterhaltungsromancier Thomas Mann wird 1905 in einen Musterprozess verwickelt...» Dies ist alles: damit ist dieser Schriftsteller eingeordnet. Schliesslich muss man an dem von der Arbeit behaupteten Mutationscharakter dessen, was «Aufschreibesystem» genannt wird, zweifeln. Warum sollte es hier solche Sprünge geben? Warum solche «Systeme» quer zur allgemeinen Geschichte, zur Geistes- und Sozialgeschichte? Kittler erklärt: «Die historischen Abenteuer des Sprechens sind kein Kontinuum und damit keine Geistesgeschichte. Es gibt Zäsuren, die ganze Aufschreibesysteme mit einem Schlag vergessen

machen und es gibt Plateaus, die das Vorrücken von Stunden <und> Heeren noch in Weltkriegswintern vergessen lassen» (S. 245). Nebenbei: das Letztere ist eine Anspielung auf eine unmittelbar zuvor zitierte Stelle von G. Benn. Was diese Anspielung, was die Benn-Stelle überhaupt hier soll, ist wenig klar. Und übrigens ist Benn, wie gleich danach behauptet wird, keineswegs «immer genau». Zunächst: was soll hier das bombastische «Abenteuer des Sprechens»? Sodann: Geistesgeschichte ist nicht notwendig «Kontinuum». Zum Beispiel haben wir, kurz vor 1800, sich vorher, etwa bei Vico, ankündigend, wirklich so etwas wie einen Bruch: nämlich die Entstehung eines historischen [13] Bewusstseins, die «Befreiung des historischen Bewusstseins», wie Th. Litt sagt, ein Vorgang bruchartiger Natur von ungeheurer, vielleicht irreversibler Tragweite. Jedenfalls stehen wir, bis heute, im Zeichen dieses historischen Bewusstseins. Davon redet Kittler nicht. Also: die Stelle «kein Kontinuum und damit (!) keine Geistesgeschichte» ist abwegig. Schliesslich setzt sich hier Kittler zu sich selbst in einen gewissen Widerspruch: wenn «ganze Aufschreibesysteme», also im Plural, «mit einem Schlag» verschwinden, dann können mehrere Aufschreibesysteme koexistieren, was die Arbeit nachher gerade negiert, denn sie geht ja davon aus – oder nicht? –, dass es jeweils nur ein «Aufschreibesystem» gebe. Kittler müsste also gerade im Sinn seiner Intention sagen, dass ein bestimmtes Aufschreibesystem obsolet wird. Ich zweifle überhaupt am Sinn des Begriffs «Aufschreibesystem», der, wie gesagt, zumindest als Terminus dem Präsidenten Schreber entnommen wurde, bei dem es sich ja gewiss nicht um ein «simulacrum von Wahnsinn» handelt. Das alltagsprachliche «aufschreiben» impliziert ja, dass das Geschriebene gleichsam schon fertig und klar greifbar vorliegt. Handelt es sich bei dem, was Kittler meint, wirklich darum? Mir fällt auf, dass sowohl im Gutachten Kaiser als auch im Gutachten Neumann auf andere Ausdrücke, die in der Tat angemessener wären, zurückgegangen wird: «Schreibsysteme», «Schreibordnung». Die Beurteilung hätte es leichter, wenn die Arbeit selbst irgendwo den Versuch machte, diesen Begriff zu klären.

Zusammengefasst: Wohl jede Arbeit dieser Art enthält Elemente, die als falsch zu beurteilen sind. Es kann in einer solchen Arbeit nicht alles stimmen. Aber in dieser Arbeit findet sich eine solche Häufung von nicht stimmenden Behauptungen, dass sich der berühmte Umschlag vom Quantitativen ins Qualitative einstellt. Was ich hier eingewandt habe an Inhaltlichem, beansprucht keineswegs

Originalität. Ich verweise ja nur jeweils kurz und gewiss differenzierungsbedürftig auf die übliche Sicht. Niemand ist an diese Sicht gebunden. Wer aber davon abweicht in einer mit dem Anspruch von Wissenschaftlichkeit auftretenden Arbeit, muss sich mit dem Üblichen, dem Gängigen zunächst einmal auseinandersetzen. Er kann nicht einfach so tun, als wäre es nicht da. Genau dies ist hier sehr weithin der Fall. Indem ich diese inhaltlichen Einwände |14| zusammenstelle, habe ich immer den Eindruck, dass sie dem Verfasser unrecht tun, insofern er von vornherein in einer merkwürdigen, mir schwer verständlichen Weise, auf zutreffende Äusserungen gar nicht aus ist. Immer wieder drängte sich mir assoziativ bei der Lektüre ein Wort Heraklits auf. Es ist sehr bekannt und bezieht sich auf den «Weltlauf», das «Aion»; es trifft auch auf diese Arbeit zu; in der Tat ist sie «ein spielendes Kind, Brettsteine setzend; die Königsherrschaft eines Kinds» (Fragment 52). Es ist der eigentümlich autistische Zug dieser Arbeit, der diese Assoziation bedingt: da ist jemand, der vor sich hinspielt, weltlos, in sich selbst versunken: «Nolite turbare!»

Gewiss enthält die Arbeit einzelne Schlaglichter auf einzelne Werke und Autoren. Die Analyse des «Goldenen Topfs» ist bemerkenswert. Hier ist im Gegenstand selbst eben einiges enthalten von dem, worauf die Arbeit insgesamt hinauswill. Ähnliches gilt für Kafka (S. 513ff). Hier fehlt mir übrigens ein Hinweis auf Canettis grossartigen Essay eben zu dem Thema F. Bauer. Kenner Kafkas mögen einschätzen, was diese Seiten erbringen. Was freilich die Arbeit selbst eine «brillante Analyse» nennt (S. 517, sich auf Cournot beziehend), kommt mir so brillant nicht vor: es ist ja einfach die Beschreibung eines Sachverhalts, und da möchte ich meinen, dass schon sehr viele Liebende ähnlich verfahren sind wie Kafka (also etwa dies, dass man genau ausrechnet, wann ein abgesandter Brief ankommt, in welcher Situation er die Adressatin oder den Adressaten antrifft, dann der gleichsam sadistische Einsatz von Medien, wie etwa des Telefons oder des Telegramms; ich verweise hier auf die kürzlich erschienene Novelle von D. Wellershoff «Die Sirene»). Kurz: ich kann auch hier die Frage «So what?» nicht ganz unterdrücken. Ähnliches liesse sich sagen zu den Stellen über Benn, Valéry, Rilke, Goethe und so fort. In keinem Fall handelt es sich, soweit ich sehe, um sorgfältig abwägende Interpretationen. Sehr bedenklich, nebenbei, die parallele, undifferenzierte Orientierung an Äusserungen von Autoren in literarischen Werken und in Briefen (etwa Benn S. 520 und S. 521). Die Interpretation des Faustmonologs, in welcher Faust als eine gleichsam un-

abhängig vom Werk existierende Figur untersucht wird, die für sich selbst handelt, ist ein[] «tour de force». Wenn man, nach Lektüre der einzelnen Abschnitte, |15| sich jeweils fragt, was nun das Ergebnis sei, stellt sich ein eigentümlicher Dilutionseffekt ein. Man kann meist nicht genau angeben, was nun eigentlich herausgekommen ist, oder dies Herausgekommene reduziert sich auf ziemlich Weniges.

Hinzuweisen bleibt auf den modischen Charakter der Arbeit. Gewiss ist sie unseren Traditionen einigermaßen fremd. Dem Leser aber etwa von Derridas «Grammatologie» kommt sie weniger originell vor. Sie schwimmt in einem gewissen Strom, im Strom Derrida, Foucault, Lacan, auch Barthes. Diese Arbeit ist also nur sehr bedingt und nur in einer bestimmten Hinsicht originell (nämlich im Blick auf das, was bisher innerhalb der Germanistik vorliegt). Sie entspricht in gewissem Sinn dem, was heute – innerhalb eines gewissen essayistischen, ausseruniversitären Diskurses – erwartet wird. Sartre bemerkte einmal, gegenüber Pingaud, über Foucault: «Der Erfolg seines Buches beweist, dass man es erwartete. Ein originelles Denken wird aber niemals erwartet». Dies trifft in gewissem Sinn durchaus auf die hier vorgelegte Arbeit zu, von der ich keinesfalls ausschliessen möchte, dass sie verlegerisch und von der Beurteilung in den Feuilletons der Tagespresse her gesehen, ein Erfolg werden könnte. Doch sind dies andere Kriterien als diejenigen, die hier anzuwenden sind. Es ist ja gar nichts einzuwenden gegen einen suggestiven Essay. Gegen die hier vorgelegte Arbeit wäre freilich auch als Essay sehr vieles einzuwenden. Die Frage kann doch nur lauten, weshalb eine solche Arbeit ausgerechnet als Habilitationsschrift eingereicht wird.

Also: diese Arbeit ist nicht neu, jedenfalls nicht in jeder Hinsicht; sie ist insgesamt im Gegenteil als ausgesprochen modisch zu bezeichnen. Selbst und gerade aber, wenn sie neu wäre oder als neu beurteilt würde, hätte sie die Verpflichtung, sich selbst methodisch zu legitimieren. Das Neue hat prinzipiell im Bereich des Wissenschaftlichen die Beweislast. Nicht das Alte, Bewährte hat sich zu rechtfertigen, sondern das Neue. Es wäre also völlig falsch, einer Habilitationsschrift so etwas wie einen Neuigkeitsbonus zuzuerkennen. Es ist natürlich richtig, dass es – prinzipiell geurteilt – neue Methoden anwendende Arbeiten schwerer haben als solche, die sich auf eingefahrenem Geleis bewegen. Aber dies ist |16| ganz unvermeidlich, und jedenfalls muss von einer Arbeit, die sich als neu versteht, erwartet werden, dass sie zumindest den Versuch unternimmt, sich selbst explizit zu legitimieren.

Es ist im übrigen auch abwegig, das «Innovatorische» als das eigentliche Element des Fortschritts im Bereich des Wissenschaftlichen zu betrachten. Hier ist die Innovation als solche wertneutral, aus dem einfachen Grund, weil es gute und schlechte Innovationen gibt. Die Innovation ist nicht per se, im Bereich des Wissenschaftlichen, schon positiv zu beurteilen. Dies gilt für den Bereich des Ästhetischen, des Literarischen: wer hier Neues bringt, hat immer bereits etwas «geleistet» (ich erinnere an das schöne Wort von Victor Hugo über Baudelaire vom «frisson nouveau», den er gebracht habe). Insofern scheint es mir ein bedenkliches Zeichen für die zunehmende Literarisierung unseres Wissenschaftsbegriffs zu sein, dass heute so vielfach das «Innovatorische» als entscheidendes und allein für sich selbst ausschlaggebendes Kriterium des Wissenschaftlichen angenommen wird. Aber diese Argumentation ist, juristisch gesprochen, nur «hilfsweise», weil ich ja der Meinung bin, dass es sich hier gerade nicht um eine originelle Arbeit handelt, sondern um eine modische.

Gewiss zeigt die Arbeit, was man «Niveau» nennt. Sie zeigt, dass der Verfasser alles andere als ein Dummkopf ist. Sie zeigt Belesenheit und versat{v}<|>e Gescheitheit (verbunden mit dem Negativen, von dem ich sprach und das ich nicht wiederholen will). Hier jedoch gebe ich zu bedenken: eine Arbeit *dieser* Art kann nicht beurteilt werden nach dem sich in ihr ausdrückenden «Niveau». In anderen Worten: es geht bei einer Prüfung dieser Art nicht um die Feststellung, ob der Verfasser über «Niveau» verfüge oder nicht. Entscheidend muss vielmehr sein, was in der Arbeit und durch die Arbeit herauskam an Erkenntnisgewinn. Es geht also um die Frage, die in Brechts schöner Ballade über die Entstehung des Buches Taoteking der Zöllner dem Knaben stellt: «Hat er was rausgekriegt?» Und dies müsste dann auch, wiederum wie in diesem Gedicht, klar und bündig formuliert werden können. Ich sehe mich im Blick auf diese Arbeit dazu ausserstande. Vielleicht sind andere dazu eher in der Lage. |17| Möglicherweise – aber dies muss ich tragen – gebe ich mit dem Eingeständnis dieses Unvermögens – zugleich ein Urteil ab über mich selbst: über mein eigenes Unvermögen. Aber, da ich diese Arbeit beurteilen soll, habe ich nur die Kriterien, die *meinen* Möglichkeiten entsprechen.

Es scheint mir auch nicht anzugehen, den Begriff des Rationalen, der ja unmittelbar etwas zu schaffen hat mit Begründung, mit empirischer und argumentativer Herleitung, durch den Begriff der Evidenz zu unterlaufen, in dem Sinne etwa, dass man sagt: zwar begründe diese

Arbeit nicht eigentlich, aber sie mache doch auf ihre spezifische Weise etwas evident, führe zu einer Evidenz, die einer Begründung vorausliegt (so wie das «cogito me cogitare» des Descartes). Mir scheint hier eher ein psychologisches Phänomen vorzuliegen, nämlich der Effekt einer gewissen Einspinnung, einer fortschreitenden Einspinnung bei der Lektüre der Arbeit. Eine Einspinnung, von der kritische, das heisst abständige Reflexion befreit. Eine solche Einspinnung ist etwas sehr anderes als Evidenz, die darin besteht, dass etwas unzweifelhaft, apodiktisch sich Aufdrängendes vor Augen liegt. Davon kann hier nicht die Rede sein.

Ich sehe, zu meinem aufrichtigen Bedauern, keine Möglichkeit, dem Gemeinsamen Ausschuss der Philosophischen Fakultäten die von F.A. Kittler vorgelegte Arbeit als Habilitationsleistung zur Anerkennung zu empfehlen.

Hans-Martin Gauger

4

MANFRED SCHNEIDER

Universität Essen GH, FB 3: Literatur und Sprachwissenschaften 11. März 1983

Gutachten zur Habilitationsschrift von Herrn Dr. F. A. Kittler
«Aufschreibesysteme 1800/1900»

Ich habe lange gezögert, die Habilitationskommission mit dem Paradox zu behelligen, daß ich – obwohl ohne Stimme – dennoch etwas in der angezeigten Sache zu sagen habe. Ermutigt hat mich dabei die Erfahrung, daß die meisten Mitglieder dieses Gremiums mit Ausdauer und kollegialer Toleranz dem genau umgekehrten Paradox begegnet sind, ich meine der Stellungnahme Herrn Gaugers. Mein Zögern ist schließlich auch der Überlegung gewichen, daß es zumindest die Ehre der Fachwissenschaft gebietet, ihre Kompetenz und ihren Wissenschaftsbegriff gegen die Übergriffe der reinen Absprecherei zu verteidigen. Wenn die Habilitationsschrift Herrn Kittlers einen Affront gegen die Üblichkeiten und Ordnungen des wissenschaftlichen Diskurses darstellt, so muß das zur Verteidigung eben dieser Ordnung abgefaßte Gutachten des Kollegen Gauger schlichtweg als Parodie dessen, was es zu retten sich anschickt, betrachtet werden: der rationalen Auseinandersetzung. Ich werde daher die wesentlichen Argumente dieses Gutachtens der Reihe nach durchgehen und im Hinblick auf ihren Sachgehalt kommentieren. Hierzu nehme ich mir zunächst die inhaltlichen Einwendungen vor, wie sie auf den Seiten 8 bis 17 formuliert sind; anschließend sollen die prinzipiellen Einwände des Anfangs und des Schlusses Beachtung finden. Ich gebe stets zuvor – wörtlich oder sinngemäß zusammengefaßt – die Argumente des Gutachtens Gauger wider[!]: [2]

1. «Der ehrgeizige Versuch einer ‹Kulturmorphologie› wird an etwas Äußerlichem festgemacht: an der Art und Weise, wie geschrieben wird und Lesen und Schreiben gelernt werden».

Lesen und Schreiben sind in der Tat Elementarfertigkeiten unserer Kultur und nichts Äußerliches. Besondere Bedeutung entfalten solche kulturellen Praktiken aber dann, wenn beim Erwerb grundlegender Fertigkeiten zugleich die Positionen der Geschlechter eingenommen werden.

2. «Es erhebt sich die Frage, ob die Morphologie oder Physiognomie einer Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt wissenschaftlichem Zugriff überhaupt zugänglich ist».

Diese Frage hat mit der Arbeit nichts zu tun: Darin wird weder die morphé noch die Physiognomie einer Kultur betrachtet, sondern das innere Regelwerk von Schreiben und Lesen im System von Technik, Wissen und Macht.

3. «Die Arbeit behandelt ‹europäische Phänomene› auf provinzieller (deutscher) Basis, obwohl sie in Theorie wie Literatur fremdsprachige Gewährsmänner anführt».

Es ist nicht zu erkennen, wo hier eine substantielle Einwendung liegt – außer der Feststellung, daß die deutsche Literatur ihren Raum in der Provinz hat.

4. «Obwohl Goethe bereits von ‹Weltliteratur› spricht, ist in der Arbeit nichts davon zu spüren».

Dieser Einwand gilt für sehr viele Äußerungen Goethes; dem Diktum von der ‹Weltliteratur› widerspricht freilich schon die disziplinäre Trennung der philologischen Fächer und das darauf bezogene Register der ‹veniae legendi›.

5. «Nichts spricht für die Arbeit».

Vgl. weiter unten meine Kommentare zum Gaugerschen Ressentiment.

6. «Mit dem Nachweis des ‹fleischgewordenen Alphabetismus› wird vieles mystifizierend herausgeholt, was sehr viel einfacher ist».

Es ist genau umgekehrt: Mystifikationen, die offenbar heute noch gelten, werden in der Arbeit in ihren einfachen Zusammenhängen aufgezeigt. Daß der ‹Muttermund› die tönende Öffnung der Natur selbst wird, verdankt sich nicht der Erfindungskunst einer zeitgenössischen Sprachwissenschaft, wie Herr Gauger zu wissen glaubt; in der Ursprünglichkeitsgarantie der Mutterstimme versichern sich die Philosophie, Dichtung und Wissenschaft ihrer gemeinsamen Organisation und mit ihr benennen sie eines ihrer Machtzentren. Die Begriffe ‹Menschenfreundlichkeit›, ‹Naturgemäßheit›, ‹Kindgemäßheit›, bilden wiederum

die Verschleierungen einer Epoche, die alle Machttechniken zu leugnen bestrebt ist. Wer die Erziehungsschriften Rousseaus, Campes, Salzmans etc. als «kindgemäß» bezeichnet, hat sie nicht gelesen. |3|

7. «Die Ursachen des Wandels vom Buchstaben zum Laut um 1800 werden nicht erklärt: Ursache bilden die Innovationen der Sprachwissenschaft etc.»

Hier wird lediglich eine Transformation durch die andere erklärt. Man müßte im Zugwind der Gaugerschen Skepsis doch weiterfragen: Welchen Ursachen sind die Innovationen der Sprachwissenschaft zuzuschreiben? Es geht in der Arbeit aber nicht um Ursachenforschung, sondern um die Analyse eines Wandels der epistémé und ihrer Auswirkungen.

8. «Im Literaturverzeichnis fehlen die wichtigen Namen Ariès und Mauss».

Vermißt wird vermutlich Philippe Ariès' Untersuchung «L'Enfant et la vie familiale sous l'ancien régime», die ein anderes Land und eine andere Epoche behandelt. Gerade um Ariès zu präzisieren und fortzuschreiben bedarf es solcher Bücher wie des Kittlerschen. Welcher Text von Mauss für den Zusammenhang wichtig sein soll, ist mir unerfindlich.

9. «Tod des Buchstaben<s>» und «Oralität» sind unangemessen für den Wandel von den alten Fibeln und der Buchstabiermethode hin zum Muttermund und den Lauten».

Der Sachverhalt ist mit großem Materialaufwand belegt: «Tod des Buchstaben<s>» ist bildlich und exakt; «Oralität» ist die begriffliche Konzentration der Sache – um 1800 wird alle sprachliche Symbolik auf das Reale eines Mundes und einer Stimme bezogen.

10. «Um 1900 von der «Autarkie des Buchstabens» zu sprechen, ist mehr als überzogen – trotz George und trotz Nietzsches Schreibmaschine».

Als Gegensatz zur Herrschaft des Lautes um 1800 ist diese Beschreibung paradigmatisch korrekt – ebenso wie die poetologischen oder sprachwissenschaftlichen Varianten «Herrschaft des rätselhaften Buchstabens» (265), «Buchstabenzauber» (246) und «Signifikantenlogik». Belege hierfür werden in mehr als überzeugendem Umfang beigebracht.

11. «Es spricht nichts dafür, daß die Stellung der Mutter um 1900 in irgendeiner Weise gegenüber 1800 geschwächt worden wäre».

Es geht um die Stellung der Mutter innerhalb der Regelung von Sprach- und Textproduktion, nicht um die Stellung der Mutter schlechthin. Gegenüber der Masse der Belege darauf zu beharren, daß nichts für diese These spräche, heißt wahrhaftig, den Tauben zum Kronzeugen der Stille zu ernennen.

12. «1900 ist für die technischen Medien zu früh angesetzt».

Eher zu spät! Telefon, Grammophon, Film wurden vor 1900 erfunden.

13. «Der Film blieb lange Zeit als Kunst unerheblich».

Der deutsche künstlerisch anspruchsvolle Film beginnt seine Geschichte im Jahr 1913 und hat auf der Stelle eine eminente Wirkung. Vgl.: Hätte ich das Kino! Die Schriftsteller und der Stummfilm, Stuttgart/München 1976 (Katalog der Ausstellung im Schiller-Nationalmuseum Marbach) |4|

14. «Die Arbeit setzt eine mögliche Wirkung zu früh an, und sie überschätzt diese Wirkung insgesamt sehr erheblich».

Die Debatte über das Kino beginnt sehr früh, kurz nach den ersten öffentlichen Vorführungen (in Paris und Berlin 1895). Die tatsächliche Wirkung wird in ihrer außerordentlichen Dimension eher zu gering veranschlagt – (vgl. den unter Nr. 13 zitierten Dokumentationsband).

15. «Wenn die Arbeit Recht hätte, müßte man an einem Text feststellen können, ob er per Hand oder per Maschine geschrieben worden ist».

Das läßt sich anhand der Autographen mit außerordentlicher Sicherheit feststellen. Im übrigen wird nicht behauptet, daß die technischen Medien etc. die Texte verändert haben, sondern daß sie den Status der Texte revidiert haben im System von Sprechen und Schreiben. Von daher ergeben sich die Änderungen der Sprachform und ihrer Effekte.

16. «Die Philosophie, die für Klassik und Romantik mit Einschränkungen bedeutsam war, hört nach 1900 keineswegs auf. Nietzsche war nicht der «letzte Philosoph»».

Die der Theologie nachfolgende Verwaltungsinstanz des abendländischen Logos – diese Philosophie endet ohne Zweifel mit Nietzsche, wenn es auch nach ihm noch zahlreiche Philosophen gibt. Die Disziplin und das Amt

sind jedoch anders: Die wirkungsmächtigen Philosopheme des 20. Jh. Marxismus, Phänomenologie, Existenzialontologie, fungieren ihrem eigenen Anspruch und Selbstverständnis nach gleichfalls als Liquidatoren und Nachlaßverwalter der großen Abendländischen Philosophie. Nietzsche ist der letzte Philosoph des Logos.

17. «Z.B. Musil und Thomas Mann sind weiter stärker durch Philosophie geprägt».

Das nenne ich mir danebengreifen! Für Thomas Mann kommt wohl nur der Philosoph Nietzsche in Frage, allenfalls in Zusammenhang mit Schopenhauer. Musil schreibt seine Dissertation ausgerechnet bei dem Experimentalpsychologen Carl Stumpf, der eine ganze Reihe berühmt gewordener Versuchsreihen zur Phonetik des Sprechens und Hörens durchgeführt und um 1900 in Berlin ein Phonogrammarchiv eröffnet hat. Musils Dissertation über Ernst Mach ist eine Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit die Errungenschaft der Technik die Philosophie obsolet gemacht hat.

18. «Psychophysik und Psychoanalyse haben Philosophie keineswegs abgelöst».

Gerade Musil, ebenso Schnitzler, Hofmannsthal, Rilke, Benn sind Kronzeugen dafür, daß im Bewußtsein der Schreibenden um 1900 exakt diese Ablösung stattfindet.

19. «Es wird nicht gezeigt, inwiefern Ebbinghaus in die Breite gewirkt haben soll, was auch für die Psychoanalyse erst zu einem entschiedenem späteren Zeitpunkt gilt».

Es geht nicht um Breiten- oder Massenwirkungen, sondern um die Transformation des Systems, das steuert. Die Breitenwirkung wäre aber ebenso zu zeigen und ist – was die Psychoanalyse ab 1910 betrifft – nur allzu bekannt. [5]

20. «Daß die Deutsche Dichtung erst mit dem Faustmonolog beginnt, ist eine außerordentlich kühne These, die nirgendwo begründet wird».

Es wird keineswegs bestritten, daß es vor dem Faustmonolog bereits eine deutsche Dichtung gegeben hat; es wird dagegen behauptet – und die Schreibung «Deutsche Dichtung» macht es signifikant – daß mit dem Faustmonolog der Mythos und die Macht «Dichtung» installiert wird und mit ihr die Koppelung mit Philosophie, Hermeneutik und Pädagogik erfolgt. Dies wird ausführlich dargestellt.

21. «Es wird ebenso wenig begründet, warum um 1900 Dichtung aufhören und Literatur beginnen soll».

Die Begründung umfaßt mehrere hundert Seiten: «Literatur» ist der Effekt von Medien, Psychophysik und Psychoanalyse.

22. «Jeder hat das Recht, eigene Termini zu wählen, aber es ist verwirrend, illegitim und pure Esoterik, wenn gängige Vokabeln ohne jede Begründung anders verwendet werden als von Herrn Jedermann».

Ich kenne bislang keine einleuchtende systematische Unterscheidung von Dichtung und Literatur: In dieser Arbeit wird sie erstmalig geliefert und begründet.

23. «Wenn die Träger der Deutschen Dichtung» die «Gebildeten» waren, so gilt dies in noch höherem Maße für die «Literatur».

Um 1800 legitimiert sich Dichtung durch die nachweisliche Nähe des Autors zu den großen symbolischen Ordnungsmächten des Abendlandes: Gott, Antike, Logos, Natur. Um 1900 legitimiert sich Literatur nur noch <durch> ihren artifiziellen Charakter. Damit ist sie immerhin kein geschlossenes System der Gebildeten mehr; es ist geöffnet für Wissenschaftler, Ärzte, Bohémiens, Angestellte, Hausfrauen etc., die nur schreiben können.

24. «Die Literatur nach 1900 ist insgesamt nicht volkstümlicher als die vor 1900».

Wird nirgends behauptet.

25. «Die Literatur nach 1900 ist nicht weniger eng verbunden mit der Wissenschaft als vor 1900».

Wird nirgends behauptet.

26. «Die Rolle des Staates findet sich nach 1900 nicht geschmälert».

Der Einfluß des Staates auf die Diskursproduktion und -distribution steht zur Debatte. Dort ist er ausgeschaltet – freilich wirkt er durch vielerlei, institutionell verfeinerte Strategien weiter auf die Literaturproduktion und -rezeption ein.

27. «Die Hermeneutik kommt erst nach 1900 in Fahrt, wo sie eigentlich enden soll».

Es geht vorderhand um die Entstehung der Hermeneutik um 1800. Ihr Ende im System der Schreib- und Leseordnung ergibt sich aus dem veränderten Status der Literatur:

Texte, die nicht auf Person, Wahrheit, Natur bezogen sind, sondern «technisch» produziert, verschließen sich auch den raffiniertesten |6| hermeneutischen Infiltrationsprozeduren. Die literarischen Paradigmen der Hermeneutik im 20. Jh. sind daher auch Texte des 18. und 19. Jh.

28. «Eine Sprachphilosophie, eine massive Hinwendung zur Sprache ist erst im 20. Jh. zu verzeichnen. Das Sprachthema blieb ein Randthema der Philosophie von der Neuzeit bis zum deutschen Idealismus.»

Mit Verlaub: Naturlaute des Unwissens. Bacon, Locke, Leibnitz, Condillac, Vico sind die ersten Gegenbeispiele. Ganz wichtig sind Rousseau, Hamann, Herder. In der Frühromantik – Fichte, Schlegel, Schleiermacher, Novalis und dann erst Humboldt – rückt Sprache gerade ins Zentrum der Spekulation wie der Forschung. Und genau um 1800 entsteht die Sprache als Gegenstand historischen und systematischen Wissens.

29. «Nach 1900 das genaue Gegenteil eines Zurücktretens dieses Themas.»

Das Gegenteil des Gegenteils eines Zurücktretens wird nirgends behauptet. Im Gegenteil wird deutlich: Saussure und die Linguistik sind ihrerseits erst möglich geworden durch den epistemologischen Wandel um 1900.

30. «Eine Beschäftigung mit dem Signifikat war gerade im 19. Jh. selten. Für die Sprachwissenschaft der Junggrammatiker etwa stand das Lautliche, also gerade der Signifikant, ganz im Mittelpunkt.»

Philosophischer Gegenstand um 1800 war der «Ursprung» der Sprache und dann ihr «Geist». Wissenschaftlicher Gegenstand (Schlegel, Bopp, Humboldt) die Verwandtschaft der Sprachen. Was im Sinne der Romantik «Signifikatslogik» heißt, macht Kittler in seiner Analyse des «Goldenen Topfes» evident. In diesem System stehen auch die sprachgeschichtlichen und lexikographischen Arbeiten der Gebrüder Grimm. – Und ausgerechnet die Junggrammatiker! Sie lassen sich nicht mehr einfach dem 19. Jh. zuschlagen; dieser Hinweis bestätigt vielmehr die Thesen Kittlers. Die Generation des Paul, Braune, Brugmann, Streitberg, Behagel, Osthoff ist jünger als Nietzsche, und ihre Schriften erscheinen in den Jahren zwischen 1880 und 1920.

31. «Eine Semantik entstand erst gegen Ende des 19. Jh. Dies müßte in der Arbeit diskutierend aufgegriffen werden.»

Abgesehen von der Erfindung des Begriffes «Semantik» durch Bréal – welche Rolle spielt sie um 1900 und danach? Die Junggrammatik einerseits und die strukturalistische Linguistik haben die Semantik doch erst einmal vernachlässigt.

32. «Ist die Dichtung von 1800 bis 1900 wirklich ganz unter den Begriff «Seelenlaut» zu bringen?|»]

Das wird doch nicht behauptet. Nur, die «Seelenlaute» und die «Naturlaute» herrschen bis 1900; dies gilt, wie gezeigt wird, ja auch für die Musik, wo Mahler/Schönberg die Namen sind, die hier den Schnitt markieren. In der Tat sind die Frühromantik und der Symbolismus Bewegungen, die den Signifikanteneffekt der Sprache erkennen und forcieren. In der Deutschen Literatur ist das aber nur ein Augenblick, die Vorwegnahme des um 1900 herrschend werdenden Systems. |7|

33. «Was die Stellung der Frau angeht, markiert das Jahr 1900 keinen Bruch».

Öffnung der Universitäten (1908) für Frauen und Frauwahlrecht (1919). Wenn das keinen Bruch markiert! Doch ist das keineswegs das Entscheidende, sondern das Diskurssystem öffnet sich für eine «Novität», nämlich die Autorin. Der Unterschied 1800/1900 ist nirgend<s> deutlicher als hier.

34. «Es kann keine Rede davon sein, daß hier «redende und schreibende Frauen» massiert auftreten gegenüber den früheren Jahrzehnten».

Der Unterschied wird ja äußerst differenziert herausgearbeitet. Nie wird behauptet, daß die Frauen ehemals «stumm» waren; im Gegenteil: Sie waren sprechen- und schreibenmachende Instanz. Die schreibenden Frauen schrieben Briefe, Tagebücher, Gedichte, aber keine an die Öffentlichkeit adressierten «Werke». Und wie gelangten die Texte der la Roche, Günderode, Bettina, Rahel Varnhagen in die Öffentlichkeit? Sie liefen fast ohne Ausnahme über die Schaltstellen männlicher Textdistribution. Näherhin wird gerade herausgearbeitet, daß das intransitive Schreiben der Frauen den paradigmatischen Schreibakt von 1900 präfiguriert. Um 1900 erscheinen Frauen als Autorinnen.

35. «Der Einbruch der Frauen in die Universität um 1900 und danach war äußerst peripher».

Es wird immerhin konzediert, daß es ein «Bruch» war, und darum geht es.

36. «Von einer ‹desexualisierten› Universität kann keine Rede sein; bis heute gibt es außerordentlich viel ‹Geschlechtsspezifik›».

Ein Ort, der bislang nur einem Geschlecht zugänglich war und der nun auch dem anderen Geschlecht geöffnet wird, wird in der Tat ‹desexualisiert›. Das heißt nicht, daß es an diesem Ort nirgendwo mehr ‹Sex› gäbe. Wenn es heute an der Universität immer noch viel ‹Geschlechtsspezifik› geben soll, so zeugt dies nur für das Fortleben der Geschlechtermythen.

37. «Weshalb wird der Präsident Schreber so hoch angesehen? Was hat von ihm in die Breite gewirkt?»

Schrebers ‹Denkwürdigkeiten› enthalten 1. ein Musterbeispiel für die von der Psychophysik produzierten Reden, 2. den klassischen Fall der psychoanalytischen Paranoia-Theorie. Schreber ist eine mythische Figur der Wissenschaft ebenso wie Ödipus und Narzissus.

38. «Simulacrum von Wahnsinn trifft nicht zu für Brecht, Musil, Mann, Benn, Rilke, George, Kafka.»

Es trifft vorab sehr genau die neuen Bewegungen von Expressionismus, Dada, Surrealismus und bildet von daher einen Grenzwert der Literatur. Zu Rilke, Benn und Kafka liefert die Arbeit so überzeugende Hinweise und Belege, daß sie nicht wiederholt werden müßten. Gegen Leugnen hilft keine Rhetorik. Daß der Wahnsinn jedoch ebenso einen Grenzwert bei den anderen Autoren darstellt, das läßt sich an den Christian Buddenbrooks, Aschenbachs, Leverkühns, Baals und Moosbruggers ablesen. |8|

39. «Gibt es Analoges nicht schon zuvor, zur Zeit der Deutschen Dichtung?»

Nein – bis 1900 war der Wahnsinn stumm.

40. «Ich sehe nicht, weshalb der Autor in irgendeinem Sinn zurücktreten soll, nach 1900.»

Es geht nicht um die Feuilleton-Frage W. Kaysers, sondern um die Stellung des Autors als Gewährleistungsinstanz für den literarischen Mythos. Nietzsche hat die Veränderung angekündigt, sie findet im 20. Jh. ihr vielfältiges Echo. Um in dieser Sache wieder sehend zu werden, sei die Lektüre der S. 487ff. empfohlen.

41. «Ich vermisse eine Auseinandersetzung mit all dem Vielen, was zur ‹Krise des Autors› bereits geschrieben wor-

den ist. Hilft die Unterscheidung des Verfassers zwischen E-Literatur und U-Literatur da weiter?»

Die Auseinandersetzung ist nicht nötig, da die Autor-Frage in einem völlig anderen Zusammenhang aufgeworfen wird. Die Unterscheidung zwischen E-Literatur und U-Literatur – ebenso analog zwischen den beiden ‹Kulturen› (S. 388) – ist eine einleuchtende Differenzierung zwischen der Literatur, die auf das Medium Film reagiert, indem sie die imaginären Operationen des Lesers stillstellt, und der Literatur, die weiterhin die phantasmatische ‹Filmarbeit› des Lesers produziert. Daß sich die Literatur in dieser Weise durch den Film verändert hat (ebenso wie die Malerei durch die Photographie), kann heute nicht mehr bestritten werden. Kittler zeigt die Differenz E/U paradigmatisch als Filmwirkung.

42. «Man muß an dem von der Arbeit behaupteten Mutationscharakter dessen, was ‹Aufschreibesysteme› genannt wird, zweifeln. Warum sollte es hier solche Sprünge geben? Warum solche ‹Systeme› quer zur allgemeinen Geschichte, zur Geistes- und Sozialgeschichte?»

Eine solche Querlage gilt allenfalls gegenüber verschiedenen Varianten des historischen Diskurses. Die Bezüge zur Sozialgeschichte sind im Kontext von 1800 klar herausgearbeitet. Für 1900 sind sie angedeutet – freilich mit dem überdeutlichen Zweifel, daß das Reale der Geschichte etwas anderes sei, als der Wissenschaft sonst so träumt. Das ‹Warum› zu beantworten, ist aber die Aufgabe derer, die jede Faktizität nur anerkennen, wenn sie diese auch wieder einem allgemeinen Logos anheimgeben können. Im übrigen vgl. Punkt 43!

43. «Geistesgeschichte ist nicht notwendig ‹Kontinuum›. Zum Beispiel haben wir, kurz vor 1800 ... wirklich so etwas wie einen Bruch ...»

Hier, man verzeihe mir, schlägt die Konfusion ihr schönstes Rad! Vorab ist doch festzuhalten, daß ‹Geistesgeschichte› als eine isolierbare und charakteristische Disziplin der Humanwissenschaft, sagen wir von Herder bis Rothacker, Geschichte stets als Entwicklung, Entfaltung und damit als Kontinuum inwendiger Gesetzmäßigkeit (organisch, dialektisch oder zyklisch) begreift und daß ihr Begriffe wie ‹Bruch›, ‹Schnitt›, ‹Zäsur› etc. fremd und zuwider sind. |9| Wenn Herr Gauger nun mit Herrn Litt im Zeugenstand erklärt, daß die Geistesgeschichte aber doch einen Bruch kenne – und ausgerechnet um 1800 – dann muß ihm doch die renovierte Gretchenfrage gestellt

werden, wie es mit seinem noch 13 Zeilen zuvor eingestandenem Unglauben bestellt sei. Dort hat er den Leser noch mit der gequälten Frage bewegt: Warum – bezogen auf die Aufschreibesysteme – sollte es hier solche Sprünge geben? Und vier Seiten zuvor waren wir noch Zeugen zweier anderer skeptischer Warums, nämlich warum zwei Brüche im Abstand von 100 Jahren und warum gerade um 1800 und 1900. Es sind rhetorische Warums: 1800 ist ein Bruch, weil Herr Litt das bezeugt, um 1900 ist kein Bruch, weil Alles beim Alten bleibt.

44. «Das Datum 1800 hat die «Befreiung des historischen Bewußtseins» gebracht, ein bruchartiger Vorgang, in dessen Zeichen wir noch stehen. Davon redet Kittler nicht.»

Nun ist das Warum einmal meine Waffe: Warum soll jemand von einer Kontinuität reden (von 1800 bis heute), wenn er einerseits Zäsuren beschreibt, die dieses Scheinkontinuum erzeugt (1800) und zerrissen (1900) haben, und wenn sich andererseits herausstellt, daß dieses Kontinuum keines ist, weil es sich einem Bruch verdankt?

45. «Kittler gerät mit sich selbst in Widerspruch, wenn er einmal schreibt, daß «ganze Aufschreibesysteme» mit einem Schlage in Vergessenheit geraten können».

Wäre das keine rhetorische Formel, so hätte der Kritiker recht; allerdings hat er recht, wenn er bestreitet, daß Benn «immer genau» sei.

46. «Im Zusammenhang mit Kafka fehlt mir der Hinweis auf Canettis großartigen Essay eben zu dem Thema F. Bauer.»

Es fehlt ebenso der Hinweis auf Deleuze/Guattaris nicht minder großartigen Kafka-Text, der eine ganze Reihe der Kittlerschen Erkenntnisse bereits formuliert: Angehts des verarbeiteten Materials banale Mängelrügen.

47. «Cournot kommt mir so brillant nicht vor»

Es sei die Lektüre des ganzen Artikels empfohlen.

48. «Sehr bedenklich, nebenbei, die parallele, undifferenzierte Orientierung an Äußerungen von Autoren in literarischen Werken und in Briefen».

Ebenso ehrenwerte wie überholte Bedenken.

49. «Die Interpretation des Faustmonologs ... ist ein «tour de force»»

Aber nur gemessen an dem hermeneutischen Ethos, das eben dort installiert wird. |10|

50. «Wenn man, nach der Lektüre der einzelnen Abschnitte sich jeweils fragt, was nun das Ergebnis sei, stellt sich ein eigentümlicher Dilutionseffekt ein. Man kann meist nicht genau angeben, was nun eigentlich herausgekommen ist, oder dies Herausgekommenes reduziert sich auf ziemlich wenig».

Das macht das Gutachten sehr deutlich.

Ich darf hier erst einmal zusammenfassen, was die Durchsicht ergeben hat: Von den mehr oder minder unmittelbar auf den Inhalt bezogenen Kritikpunkten haben lediglich Nr. 16, 32 und 45 Stichhaltigkeit; die übrigen Einwendungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Nicht weiter begründete Skepsis (Typ: «es ist fraglich...»): 2, 9, 11, 32, 40, 41, 42, 48.

«Unvollständigkeit» (von Fragestellung, Erörterung, Literatur): 3, 4, 41, 44, 46.

Besserwisseri: 6, 7, 10, 12, 30, 33, 44

Widerspruch gegen nicht gemachte Behauptungen: 20, 24, 25, 29

Nachweislich falsche Einwendungen: 13, 14, 17, 21, 28, 38, 41, 43.

Bemerkungen und kritische Gegenausführungen, die an der Sache vorbeigehen: 15, 19, 23, 26, 27, 33, 34, 35, 36, 37.

Ich möchte diese Statistik gleich pointiert kommentieren: Wenn hier die Geltung des universitären Diskurs<es> wirklich zur Debatte steht, so wird er auf dem Niveau solcher Sachkritik seine letzte Stunde geradezu herbeireden. Eine Auseinandersetzung, die ihren Atem fast ausschließlich zur Absprecheri verausgabt, die sich weigert oder – halbherzig eingestanden – auch unfähig weiß, den Kern einer gedanklichen und argumentativen Leistung im Horizont einer ihr fremden wissenschaftstheoretischen Position zu erkennen bzw. angemessen zu formulieren, eine solche Auseinandersetzung ist nicht einmal mehr das matteste Abbild dessen, was sie zu verteidigen vorgibt. Es ist mir unerfindlich, wie man einer Arbeit vorwerfen kann – beinahe in einer pantomimischen Geste der Empörung –, zugleich autistisch zu sein und modisch; wie ein «weltlos, in sich selbst versunkenes» Kind zu spielen und doch auf eine außeruniversitäre Erwartung zu spekulieren. Im Furioso der Abwehrakte wird gegen eine Arbeit, die es gibt, argumentiert, und gegen eine, die es nicht gibt. Die Arbeit, die nicht neu ist, ist modisch, und die Arbeit, die nicht originell ist, ist, wäre sie es, auch von übel.

Das letztere sei Herrn Gauger gerne geglaubt. Hier – im Wirbel aus Ressentiment und <un>kontrollierter

Absprecherei finden wir auch den Generator aller gezählten schlechten Argumente. Herr Gauger hält Kittlers Arbeit mitsamt ihren Referenzen für «schlechte Innovation». |11| Und stellvertretend für die neuere französische Theorie kassieren die «Aufschreibesystemen[!] 1800/1900» die kleine Münze eines großen Zorns. An ihnen erprobt sich die volle Wucht der schwachen Kräfte, die Herrn Gauger zur Verfügung stehen. Kittlers autistische Arbeit – so nehmen wir – schwimmt in einem Strom, der Derrida, Foucault, Lacan und auch Barthes heißt. Aber wird ein Strom trockengelegt, indem man in ihn spuckt?

Das autistische Treibholz dieses Stromes wird also innerhalb eines essayistischen außeruniversitären Diskurses erwartet! Aber kommt nicht sehr viel Wasser, soweit es Barthes, Foucault, Derrida heißt, auch aus einer oder mehreren Universitäten? Oder ist das Collège der France keine Universität, die daher schmutziges Wasser absondert? Oder müssen wir feststellen, daß an französischen Hochschulen der außerwissenschaftliche Diskurs herrsche und sich der rationale im deutschen Exil befindet?

Der entscheidende und allein debattierwürdige Einwand Herrn Gaugers lautet: «Ich habe im übrigen den begründeten Verdacht, daß diese Arbeit Wahrheit nicht nur selten erreicht, sondern an ihr letztlich uninteressiert ist». Wenn in diesem Zusammenhang davon gesprochen wird, daß Wahrheit eine «Eigenschaft von Sätzen» sei, so ist das ein Glaubenssatz von hoher philosophischer Komik; doch vorerst zurück zu dem angeführten grundsätzlichen Einwand. Die Universität in ihrer Funktion, Qualifikationen zu vergeben, hat überhaupt – vor allem in den philosophischen Fakultäten – keine Möglichkeit, solche Qualifikationen an ein Maß von Wahrheit, das in wissenschaftlichen Diskursen erreicht oder nicht erreicht wird, zu binden. Die Universitäten haben stets nur über die *Geltung* von wissenschaftlichen Diskursen befunden, und eines der für diese Entscheidung verbindlichen Kriterien lautet – ich nehme mir eine Tasse voll aus dem Strom, der Foucault heißt, – der «Wille zur Wahrheit». Dieser Wille nun – woran ermißt er sich? Er findet sein Maß allein an der Gefolgstreue gegenüber den Konventionen, Ritualen, Diskursgewohnheiten der universitären Rede. Wer solche Regeln verletzt, setzt sich dem Verdacht aus, daß seine Rede an «Wahrheit» letztlich uninteressiert ist. Denn die «Wahrheit» ist keine Qualität, die sich messen und überprüfen lassen könnte. In diese Illusion wird die geistige Welt nicht mehr stürzen, auch wenn sie voller Poppers wäre. Wir anerkennen keine Sätze als verbindlich, sondern

Werke. Und wir anerkennen Werke der «Geistesgeschichte», weil sie in dieser Geschichte – wie auch immer diese sich metaphorisch organisiert: als Strom, Zirkulation oder Zerklüftung – Geltung und Wirkung erzielt haben. Platons «Staat», Leibnitz' «Monadologie», Kants Kritiken, Hegels «Logik», Marx' Hegelkritik – um beliebige Beispiele aufzuzählen – sind in unserem Bewußtsein nicht nach dem spezifischen Gewicht ihrer jeweiligen Wahrheit aufgeführt, sondern nach ihrem geistig-kulturellen Effekt. |12| Solche Effekte – und das führt uns zurück – erzielten bislang nur Diskurse, die sich ausdrücklich dem «Willen zur Wahrheit» verschrieben.

So lautet die – in diesem Zusammenhang – angemessene Kritik an Kittlers Arbeit: Sie verschreibt sich nicht den Konventionen, durch die der Wille zur Wahrheit sich bekundet oder sich simulieren läßt. Die Bemerkungen und Ausstellungen Herrn Gaugers hierzu brauchen nicht im einzelnen wiederholt zu werden. In Stichworten: Es fehlt ein Metadiskurs, der die Absicht, das methodische Vorgehen, die Stellung der Arbeit im Feld des Problems und früherer Lösungsversuche festhält; die Sprache ist poetisch und schillert im Halbdunkel der Esoterik. Damit erhebt sich die Frage: Gibt es nun noch eine wissenschaftliche Legitimität für einen Diskurs, der alle Legitimationen verschmäht, die ihm den Zugang zur universitären Geltung erleichtern und ebnen? Tatsächlich verläßt sich Kittler einzig und allein auf das, was den philosophischen und wissenschaftlichen Diskurs in Geltung gesetzt hat – auf seine *Evidenz*, auf den Effekt. Effekt heißt hier sowohl Wirkung der Sprache und Argumentation wie auch das Arrangement der Tatsachen und Zeugnisse, auf die sich die Argumentation bezieht. Denn Wahrheit klebt nicht als Eigenschaft an Sätzen, sondern sie bezeichnet das problematische Verhältnis von Aussagen zu Dingen oder Sachverhalten. Durch wieviele solcher «Wahrheiten» sind wir nicht schon gegangen! Wir Literaturwissenschaftler und Goetheliebhaber haben doch gesehen, in wieviel Diskursen sich – um ein Beispiel zu wählen – Goethes «Faust» wiederfindet, im Hegelschen, im Rickertschen, im Marxistischen, im psychoanalytischen und in hundert anderen Diskursen, die in Strömen schwimmen, die viele verschiedene Namen tragen. Sie alle sind für mehr oder weniger *wahr* erkannt, weil sie das zu sein vorgeben. Wie aber wäre es – und nun halten wir einen Finger in das Gewässer, das Kittler heißt, – wenn die «Wahrheit» des «Faust» darin liegt, alle diese Diskurse, die wahr zu sein vorgeben, produziert zu haben? Ist denn nicht der «Faust» die dramatische und eben tragische Wir-

kung des Imperativs, daß im Erfahren und im Wissen eine Unmittelbarkeit herzustellen sei, die das Wahre heißt? Nicht zufällig lautet eben jener Imperativ, den die Seherin Manto (die ja alles weiß) als Liebeserklärung ausspricht: «Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt». Dieses Unmittelbare ist das Unmögliche, weil es das nicht gibt, weder im Geistigen noch im Materiellen. Das innerste Wesen der Dinge bliebe dem Diskurs auch dann noch unzugänglich, wenn es ihm gelänge, sich in einem Protonenbeschleuniger einzunisten, und die Bewegung der elementarsten Elementarteilchen symbolisch zu erfassen. |13|

Kittler unternimmt also eine Analyse der Bedingungen, die dieses Sprechen und Schreiben, den unendlichen Diskurs der Hermeneutik, erzeugt hat, er betreibt Wissenschaft der Wissenschaft. Muß sich diese Untersuchung dadurch legitimieren, daß sie sich mit allen Glaubenswahrheiten ihres Untersuchungsfeldes auseinandersetzt? Sollte Kopernikus alle Adepten des Ptolemäus zu Tisch bitten? Kittler ist gewiß kein Kopernikus, aber jemand, der ohne Zweifel eine grundsätzliche Veränderung der humanwissenschaftlichen epistémé vertritt, die nicht seinen Namen trägt, der er aber auf glänzende Weise für die Literaturwissenschaft Geltung verschafft. Eine solche grundsätzliche Innovation hat – das muß betont werden – alles Recht gegen das Alte, das mit seinen Evidenzen niedergeht.

Kittler simuliert nicht das Bestreben nach Wahrheit, indem er die öde Spiegelfechtereie der Literaturdebatte in Szene setzt, sondern er verzichtet auf solchen Schein im Vertrauen auf die Evidenz seiner Darlegungen. Evidenz ist nicht Wahrheit, sondern ein Überzeugungseffekt in Unabhängigkeit von Diskurskonventionen. Diese Evidenzwirkungen genau erfassend, bestreitet Herr Gauger ebenso hartnäckig wie inkompetent die sachliche Fundierung der Arbeit. Ich betone, daß Kittler im Hinblick auf die Tatsachen, Sachverhalte, die er kommentiert, arrangiert und zur Evidenz bringt, von ganz außergewöhnlicher Genauigkeit ist. Offen – auch für mich – bleibt das Problem, wie weit die Bindungsmacht der Systeme und Dispositive geht, der Ordnungen, die das Reden erzeugen und die vom Reden zum Verschwinden gebracht werden. Ihre Wirkung steht für mich jedoch außer Zweifel.

Zuletzt noch ein Wort zum Stil. Vielleicht erinnert sich wenigstens die Disziplin Literaturwissenschaft daran, daß einer ihrer Gründungsväter – Friedrich Schlegel – um 1800, als bekanntlich ein Bruch das historische Bewußtsein zutage förderte, die Trennung von Wissenschaft und

Kunst aufzuheben gefordert, ja explizit die Vereinigung von Philosophie und Poesie proklamiert hat. Und der gleiche Schlegel hat zum gleichen Datum nicht minder bedenkenswerte Sätze über die «Unverständlichkeit» (ein altertümlicher Ausdruck für Autismus) formuliert. Witz, Poesie, Ironie – das bildete einmal das Gegenprogramm zu einem Diskurs, der durch «gravitas» Bedeutsamkeit vortäuschte und Herrschaft ausübte. Das teutonische Eleganzverbot gehört als Stilregel zu jenem Aufschreibesystem universitärer Wahrheiten, dessen Fortleben Herr Gauger beschwört. |14|

Das Leben des Geistes, der Gedanken, Ideen und Texte, erhält sich allein in der ständigen Veränderung und in der ständigen Reflexion auf das, was seine Unruhe stillen möchte, in perman[en]ter Vorsicht gegen die Machtsprüche derer, die nichts Neues denken mögen oder können. Zu dieser Selbsterhaltungsstrategie gehört[!] die Kritik an den Institutionen, die sich der Diskurse annehmen, und dazu gehört die Veränderung des Sprechens. Alle Innovationen in der Geschichte der Geisteswissenschaften haben auch einen neuen Stil geprägt. Stil ist Erkennungszeichen, worin sich das Neue offenbart und gegen die Funktionäre des Alten verschließt. Kittlers sprachlicher und intellektueller Duktus ist eher dazu angetan, das Feuilleton der Tagespresse zu verschrecken: Für den Gedankenumsatz dort bedarf man noch leichterer Kost als in den hellen Räumen der rationalen universitären Kommunikation.

Ich schließe mich in der wissenschaftlichen Beurteilung dem Gutachten des Kollegen Gerhard Neumann an. Ich empfehle dem Gemeinsamen Ausschuß der Philosophischen Fakultäten – will sie sich nicht auf das Gelächter der Zukunft abonnieren – die Annahme der Arbeit von Herrn Dr. Kittler als Habilitationsschrift.

(Prof. Dr. M. Schneider)

5

GOTTFRIED SCHRAMM

Albert Ludwigs Universität Freiburg,
Historisches Seminar 6. April 1983

Gutachten

zur Habilitationsschrift von Friedrich A. Kittler:
Aufschreibsysteme[!] 1800/1900

A. Vorklärungen

Es erscheint nützlich, mit einer Klarstellung zu beginnen, wie ich den Disput, in den ich hineingezogen werde, einschätze und wie ich meine Aufgabe als zusätzlicher Gutachter begreife.

1. Wohl in allen Geisteswissenschaften, die nun einmal keine so streng und dauerhaft festgelegte Methodik kennen wie die Naturwissenschaften, müssen immer wieder die Meinungen über die Beurteilungsmaßstäbe auseinandergehen, die an wissenschaftliche Arbeiten anzulegen sind. Besonders geprägt von solchen Auseinandersetzungen sind naturgemäß Disziplinen, die – wie die Wissenschaft von der deutschen Literatur – ihre Fortschritte nicht so sehr im Aufbereiten von «Rohmaterial» als im ständigen Neuinterpretieren von vielbehandelten Texten erzielen. Hier sind die Unterschiede in den Anschauungen, welche Denk- und Schreibmuster einem Interpreten abzuverlangen sind und wieviel Eigenwilligkeit von ihm hingenommen werden darf, naturgemäß groß. Vor diesem Hintergrund erscheint mir der Dissens, den <ich> vorfinde, nicht etwa als ein bedauerlicher Betriebsunfall oder gar als Skandal, sondern als ein rotes Haltesignal von der Art, wie es auf unserem Wege noch manchmal aufleuchten wird. Von der terrible simplification, in der Kommission stünden sich qualifizierte und minder qualifizierte Beurteiler gegenüber, bewahrt mich von vornherein die große, unabgestufte Hochachtung, die ich dem wissenschaftlichen und menschlichen Rang aller drei bisherigen Gutachter zolle, so lange ich sie und ihre Arbeit kenne. [2]

2. Zur Debatte steht eine in Themenwahl und Durchführung kühne Untersuchung, die bewußt die üblichen Muster einer Habilitationsschrift sprengt und gegen verstaubten Akademismus Front bezieht. Wenn wir keine lebendigen Beweise für akademische Beckmesserei liefern wollen, sind wir aufgerufen, das Neue, Unkonventionelle ernstzunehmen und uns der Gefahr bewußt zu sein, daß Universität ohne Innovation, ohne provozierende «Regelverstöße» in Routine erstarren muß. Aber umgekehrt ist zu bedenken, daß «Innovation» für sich noch keinen Wert darstellt: nicht einmal dann, wenn sie von unzweifelbar scharfsinnigen, einfallsreichen und vielseitig gebildeten Neuerern vorgebracht wird. Das Ziel, dem die Wissenschaft nachzustreben hat, und zugleich der Maßstab, nach dem sie gemessen wird, so {sehr}<schwer> das im einzelnen fallen mag, nun einmal Plausibilität, nicht aber Originalität und Routineüberwindung. Und wer neue Wege geht, muß besondere Mühe daran wenden, den eigenen Ansatz einsichtig und die Argumentation <nach>vollziehbar zu machen. Gerade bei Pionierleistungen muß Rücksicht auf den Leser genommen werden, dem ein neuer Autor ja nicht das eigene[!] Bewußtsein unterstellen kann.

3. Eine solche Rücksicht ist ganz besonders in Habilitationsschriften geboten, mit dem ein jüngerer Gelehrter die Kooptation in die Korporation der Dozenten beantragt. Wie für keine andere akademische Leistung steht für eine Habilitation ein viele Fächer übergreifendes Kollektiv gerade. Und man darf verlangen, daß ein Habilitand diesem Kollektiv (oder doch zumindest dem von ihm gewählten Sachverständigenrat) seine Erkenntnisse so darlegt, daß sie verstanden und kontrolliert werden können. Ja, das Kollektiv muß wissen, daß es selber nach den Habilitationsleistungen beurteilt wird, die es anerkennt. Je weniger ein Experiment konsensfähig ist, um so weniger taugt es für die Gattung Habilitationsschrift, die nun einmal andere Menschen in die wissenschaftliche Verantwortung hineinzieht. In einem Lande mit freier Meinungsäußerung ist vor und nach der Habilitation Gelegenheit genug, auch solche Arbeiten zu veröffentlichen für die der Autor nur selber geradestehen kann. Wir brauchen uns also bei unserer Urteilsfindung nicht unter dem Gewissens[3]druck zu empfinden, daß eine ablehnende Entscheidung auf eine Unterdrückung von Erkenntnissen und wissenschaftlichem Fortschritt hinauslaufen würde.

4. Ich selber schreibe meine Zuwahl als Gutachter keiner besonderen fachlichen Kompetenz zu. Eher im Gegenteil: während der die <Kommission> ebenfalls erweiternde Herr Mauser die Reihe der «Fachleute» ergänzt, soll ich «von außen» urteilen. Ich empfinde mich als Sachwalter der Korporation, von der ich gesprochen habe. Dabei ist mir sehr wohl bewußt, daß mein Fach, die Geschichte, mich mitgeprägt hat und daß ich diese Prägung als Gutachter nicht «außen vor» lassen kann. Moderne Literatur stößt – in zunehmendem Gegensatz zur Entwicklung der modernen wissenschaftlichen Rationalität – in seelische Abgründe und Höhen, bis zu <den> Grenzen des Sagbaren vor, und die Literaturwissenschaft muß in sich selber die Spannung zwischen weithin irrationalen Gegenständen, für die sie da ist, und einer Rationalität austragen, der sie als Wissenschaft zugehört. Die Historie wählt sich meist nüchternere Aufgaben und ist deshalb (zumindest in meiner Generation und in der Schule, die mich geformt hat) weniger versucht, mit Wünschelruten letzten Geheimnissen nachzuspüren. Daß ich mich in den Themen, die ich als Forscher behandle, und in der Weise, wie ich es tue, kraß von Herrn Kittler unterscheide, will von mir als Gutachter, aber auch von den Lesern meiner Stellungnahme reflektiert und im Auge behalten sein.

5. Da im vorliegenden Falle Gefahr besteht, daß man sich schließlich in einem Haufen von Gutachten mit unterschiedlichen «Aufschreibesystemen» nicht mehr zurechtfindet, verweise ich in meinem als Folge von Einwänden angelegtem Gutachten auf die jeweils einschlägigen Stellen der drei früheren Gutachter (zitiert als Ga = Gauger, Ka = Kaiser, Ne = Neumann).

B. Einwände

1. Kittler behandelt zwei «Aufschreibesystem[e]», ohne zusammenhängend zu erläutern, was dieser erst von ihm in die Diskussion eingeführte Begriff denn besagen soll. Gaugers Gutachten hat S. 6 und 8 m.E. überzeugend nachgewiesen, daß «Aufschreibesysteme» |4| in sehr verschiedenem Sinne gebraucht wird. Nimmt man alle diesem Begriff beigelegten Bedeutungen zusammen, dann ergibt sich als Thema von K.s Schrift die Morphologie oder Physiognomie literarischer Kultur, in der vorliegenden Arbeit bestimmt für zwei Zeitmarken: den «Geist der Goethezeit», von dem dann der «Geist um 1900» abgehoben wird. Das läuft auf eine gefährlich weitgesteckte Themen-

stellung hinaus, die den Verf. von vornherein auf den Weg apodiktischer (oder aphoristischer) Globalkennzeichnungen komplexer Gebilde drängt, die mir in einzelnen Fällen falsifizierbar, aber in der Regel nicht verifizierbar erscheinen. Ein Habilitand muß sich eine klar abgegrenzte, sinnvolle und lösbare Aufgabe stellen. K. tut das nicht.

2. Die zwei einander ablösenden, von K. konstruierten «kulturtechnischen Regelkreise» (K. S. 1) werden vom Verf. nicht als Teilsysteme der Kultur- und Geistesgeschichte verstanden. Während Geistesgeschichte – arg vereinfacht, aber immerhin noch zu rechtfertigen – als evolutionärer Gang begriffen wird, soll die Ablösung der «Aufschreibesysteme» eine kontingente Folge von Mutationen sein, in der das Bisherige jäh vergessen werden kann: «Die historischen Abenteuer des Sprechens sind kein Kontinuum und damit keine Geistesgeschichte» (S. 245). Ka S.8 charakterisiert K.s Konstruktion zutreffend als «zufällig vom Himmel fallende Aufschreibesysteme». Ich vermag die – bei aller Vagheit der Begriffsabgrenzung doch kultur- und geistesgeschichtlich gefüllten – «Aufschreibesysteme», wenn an ihnen überhaupt etwas daran ist, nur als Bestandteile der Kultur- und Geistesgeschichte anzuerkennen. Ne S. 1 spricht in meinem Sinne von «Strukturen einer kulturellen Situation». Mir will scheinen, daß K.s Modell einer nur für seine «Aufschreibesysteme[en]» geltendes «Revolutionsmodell» kein Ergebnis abwägender Forschung, sondern eine von Anbeginn an eingefütterte Prämisse ist. Ja, manchmal erscheint mir das ständige Reden vom Umbruch (mit «Stiftungsurkunden» wie dem Faust) nur als eine dramatisierende Sagweise, die das jeweils Angesprochene als radikale Abkehr von allem bisher Dagewesenen interessant machen will. Das spitzt sich gelegentlich zu blanker Effekthascherei zu, wie S. 22 die «Geburt deutscher Dichtung aus dem Geist der Hölle» belegen mag. Zu Recht stellt Ka S. 5 (vgl. Ga S. 11) fest, |5| K. habe «keinen Blick für Übergangerscheinungen und Übersichtungen».

Bei der Charakterisierung der Goethezeit, die ich mir zur Methodenkontrolle genauer vorgenommen habe, erscheinen mir die von K. mit solcher Emphase behaupteten Sprünge ziemlich willkürlich (vgl. Ga S. 2: «gewaltsame Beliebigkeit»). Wenn auf S. 11 und S. 26 suggeriert wird, bis zu Fausts kühnem Durchbruch habe Religion und Wissenschaft in bloßer «Umwälzung des Bisherigen» (S. 3; 6) im wesentlichen unumstößliche Wortlaut tradiert, so ist das (trotz aller Bedeutung des auswendiggelernten Kleinen Katechismus für die evangelische Erziehung eine

grobe Verknennung: nicht nur des spiritualistischen Traditionsstranges im Protestantismus (Ka S. 6), sondern auch Luther selber. Ja, wer wollte ernsthaft annehmen, daß die «Gelehrtenrepublik» nach einem Jahrhundert der Aufklärung und einem sogar zwei Jahrhunderte alten Siegeszug moderner Naturwissenschaft erst durch Goethes «Faust» vom bloßen Nachbeten sakrosankter Wortlaute befreit werden mußte? Wenn K. S. 100 dem Aufschreibesystem von 1800 Synonymie von Natur, Liebe und Frau zuschreibt, dann zeigt das, wieviel von dem angeblich so abrupt Hereingebrochenen aus der Vergangenheit beibehalten worden ist. Erstaunlich demgegenüber, daß {sich} dort, wo sich wirklich ein markanter Umbruch um 1800 abzeichnet, von K. Kontinuität angenommen wird: Die Frau sei vom Aufschreibesystem um 1800 ausgeschlossen gewesen (S. 85): «Die Mutter schreibt nicht, sie macht sprechen» (S. 87). Schreibende Frauen blieben um 1800 grundsätzlich anonym und pseudonym, Ausnahmen wie Bettina bestätigen nur die Regel (S. 178). Geht das nicht an der Welt von Sophie von La Roche, Caroline Schelling (Ga S. 11), Dorothea Schlegel, Rahel Varnhagen und Henriette Herz vorbei, die zwar nicht für [die] Mehrheit der Frauen, aber für eine bahnbrechende Minderheit stehen? Haben die schreibenden oder in Salons inspirierenden Frauen nicht stärker Epoche gemacht als die – S. 35-40 vermutlich überschätzten – Helferinnen beim Lesenlernen?

Für das «System von 1900» ließe {i}sich entsprechende Kritik äußern. Hier wird Moderne in einem nicht mehr zu rechtfertigenden Reduktionismus zu einer <ent>personalisierten, sinnentleerten |6| Unsinn- und Horrorwelt geschrumpft, in der zwar Kafka und Morgensterns Großes Lalula, aber (von Ka S. 11 angedeutet) kaum die «Sonette an Orpheus» Platz haben.

Wäre die Arbeit ahistorisch, so würde ich ihr das nachsehen. Nicht aber, daß sie eine aus der übrigen Geschichte heraus fallende Eigengeschichte zurechtzimmert, die es so niemals war.

3. K.s Arbeit ist unsymmetrisch angelegt. Denn beim ersten «Aufschreibesystem» wird (mit einem m.E. überdimensionierten Nachdruck) auf das Lesen- und Schreibenlernen des Kindes abgehoben, während für 1900 nur noch vom Schreiben der Erwachsenen die Rede ist. Lautierungsmethode um 1800 hier, Schreibmaschinengebrauch und «Technologie von Schrift» (S. 293) dort beziehen sich auf unterschiedliche Lebensalter! Die Bedeutung der Mutter, die für 1800 so sehr herausgestrichen wird, wird denn

auch für 1900 beinahe ausgeblendet. Und die Schrift, die um 1900 zur Schreibmaschine wird, ist – entgegen S. 277 – eben nicht die, die einmal «Übersetzung aus dem Muttermund» war.

Das erste «Aufschreibesystem» ist in der Kennzeichnung als «klassisch-romantisch», in der Auswahl der behandelten Texte sowie in der Betonung von Beamtentum und beamteter Gelehrsamkeit ganz auf Deutschland bezogen. Das zweite System gibt sich (mehr als Ga S. 8 wahrhaben will) als gesamteuropäisch, für Maupassant, Proust, Joyce genau so gut passend wie für Nietzsche, Kafka, Morgenstern.

4. Die Arbeit fußt auf keiner begründeten Auswahl von Autoren- und Textinterpretationen. Sie handelt sich von frei Herausgegriffenem zu Herausgegriffenem weiter, wobei jede Spannung zwischen dem, was ein Text zunächst einmal besagt, und dem Beitrag ausgeblendet wird, den er für einen «Zeitstil» zu leisten vermag. Text wird zum Prätext. Die Interpretation gemahnt oft an die – im Mittelalter weidlich praktizierte – Freilegung eines vielfachen Wortsinnes hinter schlichten Bibelsätzen. Es wird hineinstatt herausgelesen. Ein Paradebeispiel steht auf S. 29f.: Beim Pakt zwischen Faust und Mephisto gehe es («man hat es erraten») um das «Beamtenverhältnis». K. parallelisiert damit die Verpflichtung, die Goethe beim |7| Eintritt in den Weimarischen Staatsdienst ablegen mußte. Natürlich ist das Rechtsmuster für den «Teufelspakt» ein ganz anderes: die Verpfändung, bei der für einen hohen Kredit eine hohe Sicherheit gegeben werden muß. Um solche Sicherheit geht es bei Beamteneinstellung gerade nicht. Denn der Amtsnehmer hat ja (anders als der Schuldner) in der Regel gar kein Interesse daran, sich aus der übernommenen Aufgabe herauszustehlen. Die Verpflichtung, die er eingehen muß, soll dem Staat nur Sicherheit geben, daß er sich in der Amtsführung an strenge, staatliche Regeln hält. Wer wie K. im vorliegenden Falle interpretiert, dem liefert jeder Text das gerade Gebrauchte.

5. Die Arbeit mißachtet alle wissenschaftlichen Handlungsregeln. Sie verzichtet auf eine Einleitung, in der Thema, Forschungsstand und methodischer Ansatz dargelegt werden. Im Inhaltsverzeichnis hat allenfalls eine einzige Überschrift (Technische Medien) orientierende, ordnende, kennzeichnende Funktion. Im Text vermißt man jegliche, über punktuelle Pole hinausgehende Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Literatur (Ga S. 2). S. 526 lesen wir: «Aus Gründen, die hinlänglich beschri<e>ben

sind, hat das Literaturverzeichnis nur zwei Register»: a) Namen b) «die Zahlen» (von 1529 bis 1982). Nun gibt es aber gar kein nach Erscheinungsjahren (die doch wohl unter den «Zahlen» zu verstehen sind) geordnetes Register sondern nur vor den Titel gerückte Erscheinungsjahre. Gemeint ist also: auf eine Sonderung von Quellen und Sekundärliteratur wird verzichtet. Durch Anmerkungen wie die folgende<n> fühle ich mich überfordert: S. 245 Anm. 4 zu Goethe und Nietzsche: «Meier-Graefe, 1904: II 733. Eine Unterscheidung mittels Eigennamen, die anderswo im einen Shiva zusammenfielen!» S. 281 Anm. 113: «Manchmal machen Biographien Bibliographien schwierig».

6. Die Arbeit ist keine auf kritische Leser abgestellte Argumentation, sondern akommunikativ angelegt (Ga S. 10). Sie verfolgt keinen klaren, nachvollziehbaren Weg (Ga S. 1; 5). Ich könnte den Stil zwar funkelnd, aber nicht (wie Ne S. 9) «glänzend» nennen. Es werden keine Gedanken entwickelt, deren Kern man behalten und mit eigenen Worten wiedergeben könnte. Vielfach fühle ich mich als erstauntes Weltkind zu einer Séance oder in einen spiritistischen Konventikel eingeladen, [8] wo ein Wissender, Inspirierter seine Eingebungen und Erleuchtungen mitteilt – in einer Sprache, die zwischen poetischen Tönen, kühner Aphoristik und hochkomplizierter Begrifflichkeit hin und herschwankt. Hier nur wenige Proben: S. 16: «Für die Dauer eines Jahrhunderts suspendiert der faustische Handstreich die Zurechnung des Zeichens zu den Mengen, deren Element es ist»; S. 122: «Aus der kultischen Verschmelzung von Lehrer und Schüler, dem offenbaren Geheimnis des Beamtensystems, entspringt eine Muttergottheit» ; S. 130: «Mitkopplung sorgt dafür, daß die Erotik nicht aufhört, erotischer zu werden»; S. 133 zum «Goldenen Topf»: «Aus oralen und konästhetischen Lüsten wird durch gegenseitiges Aufschaukeln also eine einzige Verstärkung der Lesersituation: Empfinden und Preisen der Einen, die Männer sprechen macht»; S. 243: «Dem Aufschreibesystem von 1800 liegen Leichen zu Grunde; damit ist es schlüssig und geschlossen»; S. 283 über eine[!] Nietzsche-Gedicht: «Die Palme, statt unter nordischen Kulturbedingungen alsogleich Papierblatt zu werden, tanzt seine Erektion»; S. 413: «Schreibers Körper ist die Rückseite der Papiere, die Freud vollschreibt». Hatte die Arbeit auf S. 5 mit dem Satz begonnen: «Die de<c>he Dichtung hebt an mit einem Seufzer», so endet sie S. 525 mit der Feststellung: «Signifikanten sind unzweideutig und dumm. Die lacht, heißt Lust». Da kann ich nicht mitlachen.

Es gibt Formulierungen wie «Untersch{ei}<ie>ds-Unterschied» (S. 358; ohne Bindestrich S. 498), «handgreifliche Handgreiflichkeit» (S. 172) und «Bücherumgangsbücher» (S. 348). Selbstherrlich wird die Bedeutung von Wörtern abgewandelt, so S. [unleserlich] Anm. 1: «Die genannten Vorreden Nietzsches sind *selbstredend* in Benns Geburtsjahr 1886 erschienen». Gemeint ist vermutlich bezeichnenderweise oder interessanterweise. Mißhandelt wird das Deutsche auch auf S. 393: «Ein selber Schwenk bringt auch Jung zur Psychoanalyse».

Ich vermag nicht einzusehen, daß diese Art zu sprechen durch den behandelten Gegenstand vorgegeben ist. Schließlich versucht hier doch jemand in einer Ernüchterung, die seiner Disziplin immer mal wieder guttut, nach Ne S. 6 «dem, was die Literaturwissenschaft lange <Seele> genannt hat, durch das [g] <Bild> des Schaltkreises eizukommen». Wie man K.s Sprachhaltung auch erklären mag: als Ausdruck von Skepsis und Pessimismus gegenüber dem herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb (Ka S. 9), als Modeerscheinung (Ga S. 15) oder als verspieltes Sichtreibenlassen, in dem ein Desillusionierter eine Alternative zur traditionellen Wahrheitsfindung erkannt hat – gutheißen kann ich nicht, wie hier verfahren wird. Ja, ich kann mich d<abei> <s>ogar auf den Autor selber berufen, der S. 21 treffend feststellt: «Kein Diskurs ... kommt ohne Kontrollinstanzen aus. Es gibt die Kultur nicht, wo das Würfelspiel der Reden nicht gesteuert und beschnitten, nicht {organisiert}<kontrolliert> und organisiert würde». Um eine solche Diskurskontrolle, nicht um das Urteil, ob der Verfasser begabt ist, sollte es in unserer Kommission gehen.

C. Fazit

Wenn ich die Eindrücke aus meiner Lektüre zusammenfassen soll, dann bescheinige ich K., den ich nicht kenne, gerne einen weiten Bildungshorizont, eine oft brillierende, einfallsreiche Intelligenz und schließlich die Fähigkeit, bisher separat Nebeneinanderstehendes[!] geistvoll zusammenzuspinnen. Gewiß hat er einen Blick für das, was die Engländer «the figure in the carpet» nennen. Aber nicht darum geht es bei der Entscheidung, die uns obliegt. Zur Beurteilung steht vielmehr an, ob K.s Arbeit einen klaren, von anderen nachvollziehbaren Erkenntnisfortschritt bedeutet. Da ich das nicht bestätigen kann, vermag ich auch nicht, ihre Annahme als vollgültige Habilita<t>ionsleistung zu empfehlen.

6

PETER PÜTZ

Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn,
Germanistisches Seminar 14. Juni 1983

**Gutachten über die Habilitationsschrift:
«Aufschreibesysteme 1800/1900», vorgelegt
von Friedrich A. Kittler.**

Vorbemerkung: Ich muß gestehen, daß mir die vorliegende Habilitationsschrift zu Beginn und auch noch am Ende der Lektüre in ihrem Denk- und Darstellungsstil fremd geblieben ist, daß sie meinen eigenen Vorstellungen von literaturwissenschaftlichem Arbeiten in manchem widerspricht, daß ich nicht allen Verzweigungen und Digressionen (vor allem im II. Teil) folgen mag, daß ich die Abhandlung aber trotz allem mit widerspenstiger Faszination gelesen habe. Ich überlasse es anderen Gutachtern, die erzielten oder verfehlten «Ergebnisse» zu referieren und beschränke mich meinerseits darauf, die Arbeit wertend zu charakterisieren.

Signifikant sind Wortwahl und Stil der Arbeit: Denkansätze und Terminologien von Foucault und Lacan, Hegels dialektischer Sprachduktus, Begriffe und Kategorien der Rezeptionsästhetik («Distribution» usw.), aperçuhaft zugespitzte Formulierungen, in gehobener Umgangssprache hingeworfene, mitunter das Kalauerhafte streifende Bemerkungen – das alles steht nebeneinander. Verf. schreitet nicht im Tone akademischer Fachsprache gemessen daher, obwohl er auch diese beherrscht, sondern er wechselt ständig seine Stiltfärbung: Ernst-abstrakte Passagen werden plötzlich durch witzige Wendungen (nur selten alberne), hintergründig-komische Vorstellungen und sarkastische Invektiven unterbrochen. Die überwiegend objektorientierten Darlegungen sperren sich nicht gegen Subjektbezogenes, so daß sich der Leser eingeladen sieht, darüber zu rasonieren, was, wie und warum der Verfasser das Seinige «aufschreibt». |2|

Der sich möglicherweise an der stilistischen Vielfalt entzündende Vorwurf des Eklektizismus ließe sich beim

ersten Blick auch auf die wissenschaftlichen Verfahrensweisen übertragen. In der Arbeit zeichnen sich zumindest sechs intendierte Gegenstandsbereiche mit ihren jeweiligen methodischen Zugriffsmöglichkeiten ab:

1. sprach- und zeichenwissenschaftliche Ansätze vom 18. Jahrhundert bis zum Strukturalismus und Poststrukturalismus.
2. textnahe literaturwissenschaftliche Analyse (z.B. «Der goldene Topf»)
3. philosophische Theoriebildung (z.B. mittels Hegelscher Dialektik)
4. Aufarbeitung kulturhistorischer Befunde (Pädagogik, Schule, Universitäten, Schreibmaschine, technische Medien, Grammophon, Film usw.)
5. Psychologie (Physiologie, Medizin) als motorische Kraft der gesamten Untersuchung (Foucault, Lacan)
6. Übertragung auf politik- und sozialwissenschaftliche Phänomene (Staat, Beamte), die hier sonderbarer- und interessanterweise Oberbaucharakter zu erhalten scheinen.

Obwohl diese Ansätze und Zugangswege nicht in einem geschlossenen System miteinander verbunden werden, bleiben sie keineswegs isoliert und zufällig. Verf. huldigt keinem an Beliebigkeit krankenden Methodenpluralismus, sondern er betreibt in einem strengeren Sinne Methodenperspektivismus. Jener kennt nur die unbegrenzt fortsetzbare Pluralität vereinzelter Wege, dieser hat auch immer deren Wohin im Auge, ist bei aller Vielfalt auf ein bestimmbares Ziel gerichtet, auf das alle Perspektiven bezogen sind. Dieses Ziel ist hier im weitesten Sinne der problematische Zusammenhang von Natur und Kultur, historisch konkretisiert an zwei prismatisch funktionierenden Zeitkonzentratoren. Von welcher Seite sich die jeweiligen Phänomene auch zeigen, zwingen sie den Verf. zum Wechsel der Perspektive: Vom «Muttermund» (Psychologie) zur «Diskursproduktionsinstanz», von dort zur sprechenden und buchstabierenden Mutter (Pädagogik), weiter zur Dichtung (Textanalyse), zur Ablösung der Mutter durch die Alma mater (Kulturgeschichte, Politik) und über mehrere Stationen zurück zum Ausgangspunkt, so daß die argumentative |3| Bewegung keine einsträngig fortschreitende, sondern eine den intendierten Komplex ständig umkreisende ist, eine Denkweise, die dem Nietzscheschen Perspektivismus nicht unähnlich ist. Der bei oberflächlicher Betrachtung willkürlich wirkende Perspektivenwechsel gehorcht in Wahrheit dem Zwang der zu erforschen den Quellenbefunde, die bald von dieser, bald von jener Seite betrachtet werden wollen. Was streckenweise bloß

unverbindliches Spiel mit Assoziationen zu sein scheint, steht bei genauerer Betrachtung unter dem Diktat der Erkenntniszwänge, eingespannt zwischen Rätselhaftigkeit und Erklärungsangebot seitens der intendierten Phänomene.

Wie das naturalistische Drama die Kunst des Theaters durch Natur ersetzen will, um im Akt der Kunststilgung eine neue Kunst zu gewinnen, so depraviert Verf. das festgeschriebene Wort samt seiner Traditionen und Institutionen (Stichwort: das Akademische), um es danach wieder zu höchsten Ehren gelangen zu lassen, wenn es, wie im Falle Fausts, zu einem freien Schreiben führt, das noch keinen festen Platz in einem hergebrachten Aufschreibesystem hat, sondern selbst erst ein neues beginnt. Oppositionen bestimmen durchgängig den Duktus des Denkens: Dem Sprechen steht das Schreiben (Auf-, Unter-, Vorschreiben) gegenüber, der je individuellen stimmlichen Verlautbarung der universitäre Diskurs, der Mutter der Beamte, der Natur die Kultur. Dabei bleiben die oppositionellen Größen im Verlauf der Untersuchung nicht konstant, sondern sie beginnen zu fluktuieren und zu oszillieren. Die eine widerspricht und wiederholt sich in der anderen zugleich, die eine ist Gegensatz und Ersatz der anderen, die eine tritt an die Stelle der anderen. Die der Sache zwar angemessene universale Beweglichkeit aller Begriffe erschwert allerdings gelegentlich die Nachvollziehbarkeit der vielen Auf- und Ausweichungen. Im weitesten und natürlich übertragenen Sinne liegt der Arbeit eine Art von rousseauistischem Ansatz zugrunde; denn sie analysiert den Übergang von der Stimme zur Schrift, von der Natur zur Kultur. Ob diese allerdings in der Lage ist, die Konstitution des Menschen zu verbessern oder ob sie nicht vielmehr dazu angetan ist, dieselbe zu verderben, bleibt – anders als bei Rousseau – letztlich unbeantwortet. Das alte Problem stellt sich allenfalls in radikalisierte Form, indem die irritierende |4| Dialektik von Natur und Kultur zutage tritt und die Gewißheit wächst, daß selbst auf Gegensätze kein Verlaß mehr ist. Das gilt vor allem im II. Teil der Arbeit.

Ihr im engeren Sinne literaturwissenschaftlicher Gewinn liegt neben den zahlreichen Kurzinterpretationen zentraler und bisher vielfach übersehener Aspekte von Dichtungen Goethes, Hoffmanns, Morgensterns u.a. im Entwurf einer Art ‚Wurzelpoetik‘, in der sich Verf. bis zu den kleinsten fundamentalen Textelementen vorarbeitet, um auf die grundlegende Bedeutung von Wörtern, Silben und Lauten zu stoßen. Besonders wichtig erscheinen mir

im I. Teil die eindringlichen und ergiebigen Analysen von Fibeln und Lesebüchern mit ihren sehr aufschlußreichen Verboten und Vorschriften zum Lesen, zum Buchstabieren und Lautieren sowie mit Ihren entsprechenden Formen des Aufschreibens. Alle diese Phänomene geben Auskünfte über die ebenso ideen- wie sozialgeschichtlich relevante Spannung zwischen Normierung und Freisetzung, zwischen Macht und Individualität.

Die vorliegende Habilitationsschrift ist, wie bereits angedeutet, in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich: Stil, Verbindung von Untersuchungsfeldern und Zugangswegen, Denk- und Argumentationsbewegung usw. Sie ist aber in mancher Hinsicht auch außergewöhnlich, ja außerordentlich. Sie verrät eine immense Belesenheit, einen weitgespannten interdisziplinären Überblick, einen souveränen Umgang mit verschiedenen methodischen Verfahrensweisen; weiterhin einen beträchtlichen Einfalls- und Assoziationsreichtum und schließlich eine intellektuelle Energie, wie ich sie selten in Arbeiten meines Faches am Werk gesehen habe. Wenn sie von den ‚Mustern‘ herkömmlicher Abhandlungen abweicht, so sollte das eher ein Grund sein, ihre Schreibart – und vieles ist vorzüglich geschrieben – vor den hergebrachten Aufschreibesystemen positiv hervorzuheben; denn auf ihre Weise ist sie eine Art ‚Ideeparadies‘.

Ich schlage daher vor, sie als Habilitationsleistung anzuerkennen.

7

RAINER MARTEN

Albert Ludwigs Universität Freiburg, Seminar für
Philosophie 4. August 1983

**GUTACHTEN zur Habilitationsschrift von
Friedrich A. Kittler
«Aufschreibesysteme 1800/1900»**

Sieht man Literatur in einem der sie treffenden Aspekte für *Information* an, dann hält man sich gerne an das Dreierschema Sender/ Empfänger/Gegenstände und Sachverhalte (Bühler). Alle Erweiterungen zu Fünferschemen und noch mehrzähligeren aufgrund psychologischer und anderer Gesichtspunkte (Kainz, Ungeheuer) lassen für den Literaturwissenschaftler die Grundvorstellung unangetastet (und nicht nur für ihn), hier werde mit sprachwissenschaftlichen Mitteln ein realitätsträchtiges Verhältnis von Seele zu Seele (szs. seelischer Ausfluß und Einfluß) erklärt, wie er sprachlicher Mitteilung auch, ja gerade als Literatur eigen ist. Freilich hat sich Literaturwissenschaft nie darauf verstanden, bereits im Rahmen dieser Grundvorstellung auf ihre eigene{n} Sache zu sprechen zu kommen. So genügt es ihr beispielsweise nicht, im «Sender» einen beliebigen Wortemacher und Adressanten zu erkennen. Der «Sender» qua Autor hat so etwas wie eine «große» Seele zu sein (entsprechend ein «großer Geist», ein «großer» Mensch).

Ist Literaturwissenschaft aber einmal so weit, dann wird sie sich kaum noch groß auf die «kleinen» Seelen des Zeitgeistes als Adressaten einlassen, sondern «wirkungsgeschichtlich» einer zeitlich«en» Folge großer Seelen und Geister nachhängen. Das ist beileibe nicht die einzige Art, auf anerkannte Weise Literaturwissenschaft zu treiben. Schon seit einer guten Weile ist das psychoanalytische Deuten hoffähig geworden: im literarischen Text, ja in der Lebensgeschichte des Autors wird den metapsychologisch gedeuteten Figuren von Mutter, Vater und Kind nachgespürt, ein Geschäft, das Friedrich A. Kittler, von dem sogleich näher zu reden ist, nicht schlecht betrieben hat. Beliebt ist auch seit einiger Zeit, marxistisch von den

Produktionsverhältnissen je einer «Sender»-zeit auszugehen, um zu ermitteln, was für damalige und heutige «Empfänger» an Bedeutsamem zu reflektieren ist. [2]

Genau an all dem zielt Kittlers Interesse an Literatur und Literaturwissenschaft, wie er es in seiner Habilitationsschrift souverän wahrnimmt, vorbei: nicht die großen Seelen sind es, sondern eher die «armen Hunde», nicht der geschaffte oder nichtgeschaffte Ödipus ist es, sondern der real schreibende Mann, nicht die Produktionsverhältnisse sind es, sondern die technischen (und staatlichen) Bedingungen literarischer Information.

Das muß, obwohl nicht *schlechthin* originell (M. McLuhan), vielseitiges und vielschichtiges Befremden auslösen. Sprechen sei, so hält Heidegger einmal verächtlich als gängige Meinung darüber fest (indem er einen «Pappkameraden» aufbaut), Sprechen sei die Betätigung der Werkzeuge der Verlautbarung und des Gehörs (Unterwegs zur Sprache). Um seine Verachtung voll zu machen, hätte er über die menschlich-leiblichen Organe hinaus auch noch alles vom Griffel bis zur Schreibmaschine, vom Sprachrohr bis zum Phonographen in sie einbeziehen müssen. Sinnliche Organe des Menschen und menschengeschaffene Organe gehören nicht *eigentlich* zum sprachlichen Handeln – das ist die wahre gängige Meinung («großer» Geister), die sich hinter diesem Philosophenwort anzeigt. Schon Platon unterscheidet entsprechend das [unleserlich] und [unleserlich] (Theätet 184c). Philosophen und Literaten schätzen das Wort aus «Le petit prince»: «Man sieht nur mit der Seele gut», ja man glaubt zu wissen: «Erst als Beethoven taub wurde, konnte er eigentlich hören» (Heidegger). Die Verunwesentlichung der Sprachhandlungsorgane, zumal der technischen, läßt sich ja – traditionsgemäß – leicht aus der Überlegenheit des Ideellen, Geistig-Seelischen über alles bloß Sinnliche und Materielle begründen. Hat Tradition Gewicht, und sie hat es bekanntlich, dann kann sich eine Arbeit wie Kittlers öffentlich nicht anders als schwer tun. Dabei wiegt die Möglichkeit des Beifalls aus der falschen Ecke nicht eben geringer. Gerade Kittler geht es um das der Literatur eigene Verhältnis von Se{ }-e>le zu Seele, von Mensch zu Mensch. Er bringt sich nur eben in seine Arbeit wissenschaftlich als Realist ein.

Die nachhaltige und im wiederholten Lesen bewährte Anregung, die ich als Philosoph aus Kittlers Arbeit gewonnen habe, ist sein ebenso unpräventiöser wie ideologiefreier Ansatz beim Organischen und Materiellen des literarischen Sprach- und Informationsgeschehens. Das ist kein Schlag gegen die Größe wahrhaft geistiger Menschen,

ist kein letztes Wort zu dieser und jener Interpretationsmethode, Texttheorie usw., sondern ist Ausdruck einer – sinn|3|vollen! – methodischen Beschränkung (Methode ist *als solche* Beschränkung). Wer sich bei diesem materialen Ansatz schwer tut, muß sich selber fragen, ob er nicht vielleicht ideologische statt wissenschaftliche Interessen verfolgt, gehen sie nun in idealistische oder materialistische Richtung.

Kittler behaupt[et] nicht, Literatur sei ihrem Wesen nach Information. Viel eher ist bei ihm Heideggers Sorge zu spüren, Literatur werde wie alles Sprachliche zur bloßen Information. Aber er nimmt sich eben genau dieses Aspektes an, genau, das heißt: in einer klar abgegrenzten historischen Dimension und Relation. Sprache als Information – das ist für Kittler kein ontologisches, sondern ein geschichtliches Datum, allerdings kein seins- oder produktionsgeschichtliches, sondern schlicht ein kulturgeschichtliches. Da *müssen* einfach für manche Leser, die sich nicht so recht von ihren eigenen le{u}<i>tenden Aspekten trennen mögen, die Unzumutbarkeiten zuhauf kommen. Als W.F. Otto, in den Fünfziger Jahren etwas Neues, «Die Götter Griechenlands» als Paperback erscheinen ließ, sagte Heidegger bitter, jetzt habe er seine Götter «verramscht». Mit Kittler jedoch, besser: im Rahmen der von Kittler gewählten *wissenschaftlichen* (und also wertfreien!) Betrachtungsweise haben wir in Büchern nun einmal *nichts anderes als* Speichermaschinen zu sehen. Das ist nicht die ganze Wahrheit über DAS Buch, wohl aber die einzig methodisch adaequate Bestimmung für Kittlers Arbeit.

Will man nicht mit «alten», ansonst bewährten Ohren an dem vorbeihören, was Kittler vorträgt, dann muß man sich von Anfang an nicht nur über die Rolle des Technisch-Materiellen in seiner Sicht von Literatur klarwerden, sondern gleichermaßen auch über die Rolle des Staates. Hier haben insbesondere die Ausleger das «Umhören» zu lernen, die es gewohnt sind, ihr Textverständnis an den Produktionsverhältnissen zu orientieren. Der Staat mit seiner gesetzgebenden Kraft für Technik (z.B. Postwesen) und Erziehung (z.B. «Pädagogisierung» durch Neugestaltung der Gymnasialausbildung und Universitätszulassung) hat eine beherrschende Funktion dafür, *wer* sich jeweils unter *welchen* Bedingungen zu einem Verhältnis von Sender und Empfänger zusammenfindet. Nach meiner Kenntnis von Kittlers Arbeit sowie mehrerer Gutachten zu derselben ist es besonders interessant zu sehen, wie schwer der eigentlich offen zutageliegende {[unleserlich]} methodische Ansatz Kittlers zu erfassen bzw. zu akzeptieren ist. Provo-

katorisch gesagt: er ist *positivistisch*. Sowohl Federkiele als auch Schreibmaschinen lassen sich als un|4|zweifelhafte historische Realität zitieren, nicht weniger staatliche Erlasse und Gesetze. Anstatt Kittler auch nur im entferntesten Unwissenschaftlichkeit und Leichtfüßigkeit nachzusagen, muß ich als Geisteswissenschaftler bekennen, daß er in nahezu befremdlicher Art *wissenschaftlich* auftrumpft. Spürt man dem erfreulich leichten Fluß der Rede und der assoziativen Begabung nur genau genug nach, dann zeigt sich, wie da nichts rhapsodisch-zufällig zusammengetragen wird. Für mich hat sein Recherchieren einen klar beabsichtigten und ebenso gelungenen systematischen Zug. Sicher, nichts, das nicht noch breiter hätte belegt werden können. Doch bereits das Angeführte ist von einem derartigen Umfang, um das *historisch-induktive Verfahren*, das Kittler ausnahmslos übt, voll zu rechtfertigen – bis in die Details.

Auch hier hat der normale Leser (mich eingeschlossen) wieder umzulernen. Wie die dinghafte Erhabenheit des Buches geschwunden ist, so auch notwendig die geistige Erhabenheit der Zitate. Kein Wort gilt mehr als andere, kein Satz. Alles sprachlich Zitierte wird zur gleichen Art von rhetorischer Figur. Die Wirkungsgeschichte verläßt – methodisch überzeugend! – die Einbahnstraße der großen Geister. Wenn beispielsweise ein Ebbinghaus infolge seiner Thematik nicht gleichermaßen öffentlich-publizistisch re{n}omiert und rezipiert wird wie ein Dichter Goethe, dann liegt in der wirkungsgeschichtlichen Unscheinbarkeit noch lange kein Grund, ihm Breitenwirkung abzusprechen. Zu der historisch-induktiven Methode ist anzumerken, daß es methodisch geradezu verfehlt wäre, von ihr Argumente d.h. Deduktionen zu erwarten. Hier haben empirische Fakten das Wort. Allein über deren hinreichende Breite und Verknüpfung läßt sich streiten.

Ich komme zu etwas für mich als Philosophen besonders Wichtigem. In der Weise, wie Kittler – «positivistisch» – Literatur von Anbietungen an die Philosophie befreit, gibt er für sich auch idealische Verstiegenheiten der Philosophie auf: er holt die – philosophische – Vernunft aus dem Universellen zurück, wo sie spätestens seit Kant einzigartig hauste – nicht etwa zum Einzelnen, sondern ins Regionale und Situative. Die Hinweise auf den Seiten III und IV des Vorworts lese ich als eine geglückte Adresse an die Philosophie. Nicht das Individuum ist es, das eigennamlich Benannte, das all unsere – theoretische – Aufmerksamkeit verdient, nicht die schlechthin allgemeine Instanz, |5| sondern das in *mittlerer Verallgemeinerung* zu Treffende (in

der Sprache praktischer Philosophie: nicht das Individuum, nicht das Kollektiv, sondern die Zwei und Drei!). Also: Goethe und seine Leserinnen, die Schreibmaschine (samt Schreibfrauen) und die Autoren um 1900. Man muß sich als Leser wirklich etwas Zeit nehmen, um die *methodische* Bedeutung dieser historischen Gruppierungen voll zu erfassen. Sowohl die großen einzelnen Individuen als auch die großen allgemeinen Ideen sind methodisch ausgeblendet. Wenn jetzt noch von Goethe bis Kafka große Individuen erscheinen, dann stehen sie nicht länger als *Individuen* im Blick sondern als technisch und staatlich bestimmte Relationen historischer realer Relationen. Ein weiterer Gewinn, den ich hier als Philosoph einstreichen kann: die historisch-situativen Informationsverhältnisse werden als etwas Vernünftiges begriffen. Es bedarf, anders als bei Philosophen auch noch unserer Tage, keines universellen Gremiums der Vernünftigen (das bekanntlich ad kalendas graecas vertagt ist), auf das überhaupt etwas Vernünftiges anfallt.

Da für die These der Arbeit vieles, nämlich alles von Kittler dazu Angeführte spricht, scheint es mir nicht weiter gefährlich zu sein, mit der Absicht eines Votums für Kittler auch kurz auf die «Problem»-punkte des Weiblichen und der Epoche zu sprechen zu kommen. Um Achtzehnhundert (+/- 15) die Autoren und ihre Mütter, um Neunzehnhundert (+/- 15) die Autoren und die technisch erübrigten Mütter. Die These ist faszinierend. Zudem verspricht die fruchtbar zu sein. Ich schätze das nicht darum so ein, weil ich selber einige Erfahrung in psychoanalytischer Theorie habe, sondern weil hier – auch für andere Sichten zugänglich – etwas menschlich Elementares ins Spiel kommt. Wer nicht – in zwar alter, darum aber nicht notwendig guter philosophischer Tradition – auf das Wesen des Menschen fixiert ist, sondern auch der Frau (dem Kind, dem Alten, dem Kranken) ein «Wesen» zutraut (damit aber auch sprachliches Handeln nicht einfach «menschlich» verallgemeinert, sondern Frauen usw. ein je eigenes sprachliches Handeln theoretisch anheimstellt), dem öffnen sich mit diesem Ansatz neue theoretische Möglichkeiten.

Wie steht es mit der empirischen Basis? Sie ist, wie ich die Arbeit lese, breit genug in sie eingebracht. Natürlich ist die behandelte Sache von einer Art, daß es nicht zu «eindeutigen» Beziehungen und d.h. Belegen kommt. Das andere Extrem wäre das [6] bloß Geistreiche, das bloße Wortspiel. Auch dazu kommt es m.E. nicht. Nur darum kann die Arbeit als eine wissenschaftliche auch fordern, daß man sie genau liest. Auch Goethe hat diktiert – richtig! Kittler erwähnt diese Tatsache nicht nur

selber in seiner Arbeit (unter namentlicher Aufführung der verschiedenen Diktataufnehmenden), sondern er begründet auch, warum diese Männer, denen er diktiert, gerade mit das beweisen, was er als Unterschied der Aufschreibesysteme von 1800 und 1900 herausstellt. Dennoch sind Zweifel an Kittlers Thesen geradezu natürlich. Wenn ein geneigter Leser es noch ohne viel Bedenken hinnehmen mag, daß Autoren auf ihre Mütter fixiert sind (ob nun Goethe und andere im einzelnen als Beispiele gut oder nicht gut zu belegen sind), wie aber hält er e<s> dann mit der technischen Revolution, wie sie die Dichter und Schriftsteller um 1900 heimsuchen soll. Ist wirklich daran zu denken, bloße technische Neuerungen haben derart in das Schreib-<hand>-werk eingegriffen, daß sich Literatur als Literatur veränderte!? Gibt es da auch nur die geringste methodische Hoffnung, das zu belegen? Ja. Ich halte auch hier Kittlers Belege für zwingend. Nietzsche, Rilke, Kafka, Benn, Valéry, Mallarmé – das ist nicht nur eine Anzahl. Das ist sachlich so zi<z><t>iert, daß die Bedeutung der Maschine und der sie Bedienenden für die Literatur als Literatur evident wird. Bei allem Wagnis im Verknüpfen und Zusammenschauen ist Kittlers Arbeit im Prinzip deskriptiv. So lebendig, eloquent, ja auch «scharf» er in seiner Deskription sein kann, nie höre ich dabei heraus, daß er durch Ironie und gar Sarkasmus zu Wertungen käme. – Das muß man sich als geisteswissenschaftlicher Leser sowieso eigens vergegenwärtigen, daß in Kittlers Arbeit Normen moralischen Verhaltens unmöglich als solche bedeutsam werden können. Wenn da z.B. einmal Monogamie «leider nicht des Teufels» ist, dann ist das 1) im gegebenen historischen Zusammenhang eine stimmige Aussage und ist 2) überhaupt nicht als Werturteil zu lesen.

Wer sich nun daran machte, Kittler dadurch zu widerlegen, daß er in der Goethezeit das Analogon zu einer Tipse suchte, in der Zeit um 1900 aber das zu einer Frau Rat (bislang wartet übrigens niemand mit empirischen «Gegenbeispielen» dieser Art auf), der befände sich methodisch auf dem Holzweg. Kittler will ja theoretisch mit dem Faktum zurechtkommen, daß um 1900 derart andere Schreibbedingungen und Schreibrealitäten gegeben sind. Gleichzeitigkeit von «Ungleichzeitigem» liefert hier niemals ein Ge|7|genbeispiel. Man kann schließlich historische Veränderungen nicht dort untersuchen, wo sie nicht stattgehabt haben.

Allgemein ist noch des weiteren zu be{r}merken, daß Kittlers Arbeit von erfreulicher Eigenständigkeit Zeugnis gibt. Sie verleugnet nicht ihre «Vorbilder», ahmt sie aber

auch nicht nach. Kittler ist gleich stark wie die, die ihn <in> der Art Fakten zu sichten und zu reflektieren anregen. Damit sind die «Vorbilder» in ihrer Bedeutung für die Arbeit von vornherein limitiert. Zugleich zeigt sich Kittlers Arbeit als von gesunder «Provinzialität». Er psychologisiert nicht, philosophiert nicht, sondern betreibt Literaturwissenschaft auf empirischer Basis. Deutschprovinziell verfährt er dabei allerdings nicht. In der Weise, wie Französisches und Englisch-Amerikanisches mit angesprochen und integriert ist, weist{er} er zureichend darauf hin, wie die technische Revolution des Aufschreibesystems um 1900 ein überdeutsches Ereignis ist. Daß er dennoch weitgehend im deutschen Belegraum bleibt und nicht gleichstark unsere «Nachbarn» anführt, rechtfertigt sich durch sein Fach und die Belastbarkeit des Lesers (als anerkanntem Lehrveranstalter an der Stanford University wäre es ihm kaum schwergefallen, die Arbeit über Gebühr aus einem anderen Sprachraum anzureichern).

Es fällt fast schwer, nicht ins Detail zu gehen, um an beliebigen Stellen das aufzuzeigen, was an der Arbeit so intelligent, fundiert und anregend ist. Wie etwa die Seiten 5-33 den Beginn von Goethes *Faust* überzeugend als Drama in drei Handlungen nachzeichnen, um ganz nebenbei Wichtiges zu Zeichen und Hermeneutik zu äußern, wie die Seiten 372-383 das Problem der Unübersetzbarkeit angehen (Georges «Nornenborn» als *endliche* Menge abrufbarer sprachlicher Möglichkeiten), die Seiten 496-526 ein «Damenopfer» beschreiben (die *reale* Bedeutung der studierenden und der tippenden Frau) – das alles lasse ich auf sich beruhen, zumal ich in diesen Dingen nicht kompetent bin. Nur ein Wort zum «Reich Gottes» sei mir erlaubt.

In diesem Kapitel geht es um die Vernetzung zwischen Philosophie und Dichtung, um den Beginn literarischer Philosophie und zugleich um Dichtung, wie sie bei Philosophen enthusiastische, sonst eher kühle Aufnahme findet, um Verhältnisse wie die von Schiller und Fichte, von Hegel und Goethe. Zunächst einmal ist an diesem Kapitel bedeutsam, wie – mit historischer Akribie – [8] der staatlich-erzieherische Grund dieser Vernetzung freigelegt wird (Mädchen- und Knabenschulen, Deutschaufsatz, Wandel der universitären Stellung der Philosophie). Dann aber gelingt Kittler der Nachweis, auf welch ganz andere Weise noch als es Philosophen gewöhnlich wissen, mi{ch}t Fichte, Schelling, Hegel, Schlegel gegenüber Kant Neues beginnt. Wer wirkungsgeschichtlich allein auf Inhalte gerichtet ist, wird niemals auf diese für Philosophie als Philosophie bedeutsame Neuerung stoßen. Das Kapitel

kann freilich nicht nur zum Lob, sondern auch zur Problematisierung der Kittlerschen Arbeitsweise dienen. So etwa wagt sich Kittler in ihm an das berühmte Problem des «dieses» der «Phänomenologie des Geistes». Kein Philosoph, der Hegel hier nicht zu entschuldigen und zu rechtfertigen gewußt hätte. Ich halte es jedoch für richtig, Hegel da beim Wort zu nehmen und es gegen den Gedanken festzuhalten. *Das Dieses, das Jetzt, die Nacht.* Das ist Sprache als eine Verbindung von Begriffen, wie sie unserem Verständnis und unserer Praxis des Präzidierens nicht gerecht wird. Auch ich würde mich dafür stark machen, daß hier in Hegels Sprachverständnis etwas nicht stimmt. Ein anderes Problem wieder ist die Nacht. Kittler greift sie aus dem Kapitel über sinnliche Gewißheit auf, wo sie als Beispiel fungiert, wie etwas nicht «demonstrativ» als Allgemeines zu meinen ist, um sie wie ohne Bedenken mit der Nacht zusammenzubringen, auf die Hegel in der Vorrede zu sprechen kommt. Das ist die Nacht, in der alle Kühe schwarz sind. Hat das eine sachliche Berechtigung? Wie steht es zudem damit, daß Kittler die Nacht, in der alle Kühe schwarz sind, als die Nacht anspricht, in der alle Frauen zu verwechseln sind. War die Nacht der Vorrede nicht viel eher als Kritik an Schelling gedacht – als Konkurrenz- und nicht als Frauengedanke? Vermutlich sind es «Kühnheiten» dieser Art, die Leser dazu führen, gegen Kittler seine Nichtfalsifizierbarkeit kritisch anzumerken. Wenn aber eine Stelle für viele methodische Geltung haben kann, dann ist für den Nacht-Gedanken in diesem Kapitel anzumerken: der in diesem Gedanken intendierte Zusammenhang von Diesheit, Nacht und Frau wird im Fortgang der Ausführungen (Antigone!) zureichend plausibel gemacht. Kittler arbeitet überhaupt an keiner Stelle «autistisch» in sich hinein. Stets versteht er es, sich in seiner Arbeit am induktiv zu Erschließenden, wenn schon nicht für jedermann überzeugend, dann doch verständlich mitzuteilen. [9]

Nach meinem Verständnis geisteswissenschaftlicher Methoden und Interessen erfüllt Kittlers Arbeit in Form und Gehalt alle Anforderungen, um als eine höchst qualifizierte wissenschaftliche Arbeit zu gelten. Ich empfehle dem Gemeinsamen Ausschuß der Philosophischen Fakultäten, sie als vollgültige schriftliche Habilitationsleistung anzuerkennen.

(Rainer Marten)

8

MANFRED FRANK

Université de Genève, Département de philosophie
29. Oktober 1983

*Auswärtsgutachten zur Habilitationsschrift von
Friedrich A. Kittler: «Aufschreibesysteme 1800/1900»*

Kittlers Arbeit ist dem gewidmet, was man früher die Phänomenologie eines Epochenwechsels genannt hätte. Der Begriff der «Epoche» ist freilich unter den Hieben der strukturalen und der neostrukturalistischen Geschichtstheorie so stark beschädigt, daß sowohl die Geschichts- wie die Literaturwissenschaften zögern, ihn als kleinsten gemeinsamen Nenner zur abgekürzten Bezeichnung von statistischen Regularitäten von minderer Zerfallsfrequenz im Zeitstrom des Auf- und Abbaus symbolischer Ordnungen aufrechtzuerhalten. Im Zeitalter der Geisteswissenschaften sind Epochen als Ausdrucksphänomene beschrieben worden: in ihrer Mannigfaltigkeit manifestier<e> sich jeweils die Einheit eines zentralen Gesichtspunkts. Dem widersprach die Beobachtung, daß so definierte Epochen Elemente oder Substrukturen zeitgleich mit sich schleppen, die aus dem Begriff einer prinzipiellen Einheit nicht abzuleiten sind. In der Nachfolge von Bachelard und Canguilhem wurde die Kontinuität von «Epochen» angefochten und der Vorschlag gemacht, zeitgleiches Zusammenbestehen untereinander diskontinuierlicher Ordnungen ohne Rekurs auf eine in ihnen gleichmäßig sich ausprägende Zentralvorstellung zu erfassen. Diese theoretische Demarche, die auch eine wissenschaftsgeschichtliche Weichenstellung von schwer absehbarer Tragweite ist, hat ihren vorderhand entschiedensten Ausdruck in Althusser's Einleitung zu *Lire le Capital* und in Foucault's *L'Archéologie du savoir* gefunden. Im deutschen Sprachgebiet noch ganz ungenügend rezipiert, warten Ansätze dieses Typs weitgehend entweder der Kenntnisnahme oder doch der kritischen Würdigung bzw. Verwerfung. [2]

Kittler beruft sich nicht auf Althusser, wohl aber auf Foucault und Derrida (V ff., X f.) als auf Theoretiker, die

auf einer verwandten epistemologischen Basis argumentieren. Um dem Begriff eines in Kategorien symbolischer Repräsentation (eines Einen in einem Mannigfaltigen) artikulierten Epochenbegriffs zu entkommen, haben Derrida und Foucault – mit etwas verschiedener Stoßrichtung, die hier keine Rolle spielt – bestritten, daß diskursive Regularitäten materielle Niederschläge einer vorgängigen Sinneinheit seien (eines «signifié transcendantal»). Diese Idee ist schon durch Saussures Kritik am Repräsentationsmodell des Zeichens gegenstandslos gemacht und hat schon bei ihm – wie vor allem die aporetischen Reasonnements zum «apostème» in den nachgelassenen *Notes* item zeigen – Gedanken über die Irreduzibilität der materiellen Seite jedes Zeichens angeregt. Derridas Rehabilitation der Metapher des Schriftlichen und Foucault's Ersetzung von geistesgeschichtlichen Termen wie «Zeitgeist» durch «Archiv» tasten sich in die Richtung einer nicht mehr vom Sinn her determinierten Geschichte symbolischer Ordnungen.

Beiden Theoretikern wirft Kittler vor, mit der Entmachtung des Signifikats noch nicht weit genug gegangen zu sein: Derrida werde sein dekonstruktives Interesse an spekulativ-idealistischen Texten zum exegetischen Hemmschuh auf dem Wege zur positiven oder auch «positivistischen» (vgl. IX, passim) Beleuchtung des «Signifikanten» in seiner «puren Existenz» (II) oder «Materialität»; Foucault's Rekonstruktion der «diskursiven Formationen» eines Zeitalters sei zu stark von Deutung abhängig und verfehle so zuweilen das, was auch Foucault die «Positivität» eines «apriori historique» nennt (X).

Dieser Gefahr sind «Aufschreibesysteme» in der Tat nicht ausgesetzt. Sie erfassen Literatur «auf einer elementaren Ebene» (I), die allerdings den unbestreitbaren Vorteil, nicht oder kaum [3] von «Interpretation und Denken» (X) abzuhängen, hat: nämlich auf der Ebene der reinen Empirizität. Unter Aufschreibesystemen versteht Kittler die durchaus technisch gemeinten Nachrichtenübermittlungs- und -distributions-Apparate, die den Kommunikationsfluß einer Epoche von der elementar-materiellen Basis aus determinieren. Literaturgeschichte wird so zur «Geschichte der Praktiken, deren Zusammenspiel eine Schriftkultur ausmacht» (I). Es ist die «scheinbare Äußerlichkeit» (II) des Mediums, von dem her die Bewegungen des Sinnflusses nachvollzogen werden. So wie bei Lacan, Foucault und Derrida der Sinn als «Effekt» des oder vielmehr der «Signifikanten» in Anschlag gebracht wird, so sind bei Kittler die Kulturtechniken, Nachrichtenkanäle, Sprach- und Rezeptions-Instanzen und -Positionen sowie

Datenverarbeitungsmaschinen (II, XXIV) Ursachen der Sinn-Bewegungen, auf die bisherige Literaturgeschichtsschreibung exklusiv festgelegt war (dies ganz unabhängig von der Frage, ob sie Texte ›immanent‹ oder mit ›soziologischem‹ Frageinteresse auslegte). «Signifikant» hat hier also die radikalisierte Bedeutung der materiellen, der vor-symbolischen und prä-signitiven Positivität eines materiellen Substrats, ohne welches Sinnbildung nicht stattfinden könnte.¹ Diese Beobachtung gilt grundsätzlich für Kittlers Arbeit und ließe sich durch viele Dutzende von Einzelbelegen stützen.

Angewandt auf die kontrastive Analyse des Epochenwechsels heißt Kittlers Ausgangsfrage mithin: Welche Transformation(en) hat das (technische) Medium Informationsübermittlung im Schema Quelle/Sender/Kanal/Empfänger (II) im Bereich literarischer Produktion zwischen 1800 und 1900 erlitten? Zur Begründung für die Festsetzung der beiden Dateneckpfeiler (mit einer Toleranzschwelle von «± 15» Jahren) beruft sich Kittler auf Heidegger (V/VI); er hätte sich ebenso gut auf den Konsensus be-z>iehen können, der sich beim letzten Treffen von «Poetik und Hermeneutik» (über «Epochenwende und Epochenbewußtsein») zwischen Historikern, Sozialwissenschaftlern und Literaturgeschichtlern über diese Zeitschnitte eingespielt hat. Kittlers Selektion des Materials ist idealtypisch. Bedingung für die Aufnahme ins Register eines Aufschreibesystems ist <die> Nicht-Individualität des diskursiven Ereignisses: also wiederholtes Vorkommen, Ausschluß der hapax legomena (XIX): «Es ist das offenbare, ja offenbarte Geheimnis eines Aufschreibesystems (von 1800), dem alles am Individuum liegt, je|4|nes Individuum gar nicht aufzuschreiben» (168; vgl. gegens individuelle Moment auch 84 o., 296 u., passim). Respektive fürs Aufschreibesystem von 1900: «Im Kreuzfeuer der Psychophysik und Psychoanalyse fällt das Individuum; an sei<ne> Statt tritt ein leerer Schnittpunkt statistischer Allgemeinheit und unbewußter Singularität» (394 u.). Dieser Ausschluß des Individuellen bringt eine Denuancierung des Bildes der behandelten Epochen mit sich, die mit der Tendenz auf Positivität im Streit liegt; wie Derrida gezeigt hat, ist nur das Individuelle gegen Idealisierungen resistent, während das Auswahlkriterium der Wiederholbarkeit den Verfahren der Bedeutungskonstitution und ganz allgemein der wissenschaftlichen Idealisierung[!] dient (vgl. vor allem *La voix et le phénomène*, 106ff.). Idealisierend ist auch Kittlers Entscheidung, «Modifikationen noch unterhalb einer untersuchten Zeiteinheit» (VI) nicht zu beachten; sie bleiben

ebenso ausgeschlossen wie Antizipationen bzw. Rückgriffe des einen aufs andere Aufschreibesystem.

Dafür möchte ich wenigstens ein Beispiel nennen, das der Verfasser<r> selbst als solches nicht auszeichnet. Auf S. 378 wird Simmels Vortrag *Vom Wesen des historischen Verstehens* zustimmend zitiert als ein Text, in welchem «Interpretation (... als) ein Sonderfall der allgemeinen Technik Medientransposition» begriffen sei: «Zwischen codierendem Autor und decodierenden Interpreten besteht keine psychologische Brücke, sondern sachliche Konkurrenz» (l.c.) Begründet wird diese Konklusion mit Simmels Bemerkung, das Verstehen einer Geistesschöpfung sei der Lösung eines vom Text gestellten Rätsels zu vergleichen, das ein Leser ebenso richtig und passend, «erraten» könne wie der Autor. Ganz ähnlich hatte Schleiermacher <Verstehen> charakterisiert: nicht als (im heutigen Wortsinn) psychologisches Nachvollziehen, sondern als «Erraten» eines Sinns, für das der Code des Verfassers keine zureichende Handhabe bietet. (Wäre das nicht so, bedürfte es nicht des «Divinierens» – vgl. frz. «diviner»: raten –, d.h. man müßte sich nicht aufs «Erraten» legen.) Hier wird also ein Basistheorem, das im einen der beiden Aufschreibesysteme eine tragende Rolle spielt und auf welchem die ganze «Hermeneutisierung» der Schrift beruht, als Charakteristikum einem anderen Aufschreibesystem (dem von 1900) zugewiesen; und um die Ungleichzeitigkeit einzuebnen, wird Simmels Verwendung des gleichen Theorems als eine ganz andere Verwendung des gleichen ausgegeben. Da die «Hermeneutik» eine so große Rolle in Kittlers Darstellung des Systems von 1800 spielt – und zwar mit Recht –, hätte der Leser eine nuanciertere Charakterisierung dessen, was der Verf. darunter versteht, erwartet. Noch Freuds *Traumdeutung* charakterisiert das Verstehen als ein «Erraten» (vgl. das Zitat S. 408; natürlich gibt es zahlreiche andere); und für Foucault zieht sich von Schleiermacher über Marx und Nietzsche eine geradlinige Traditionsspur zu Freuds |4a| *Psychoanalyse* (*Les mots et les choses*, 89, 311). Der Sache nach unterschreibt übrigens noch Lacan das Interpretationskonzept des Aufschreibesystems von 1800, das, wenn Simmel dafür charakteristisch wäre, auch noch dasjenige von 1900 ist. Lacan sagt in *Les quatre concepts <fondamentaux> de la «psychanalyse* (225/6) u.a.: «Il est faux qu'on puisse dire que l'interprétation, comme on l'a écrit, est ouverte à tout sens sous prétexte qu'il ne s'agit que de la liaison d'un signifiant à un signifiant (...). L'interprétation n'est pas ouverte à tout sens. C'est concéder à ceux qui s'élèvent contre les caractères incertains de l'interprétation

analytique qu'en effet, toutes les interprétations sont possibles, ce qui es proprement absurde. Ce n'est pas parce que j'ai dit que l'effet de l'interprétation est d'isoler dans le sujet, un cœur, un Kern, pour s'exprimer comme Freud, de non-sens, que l'interprétation est elle-même un non-sens. // L'interprétation est une signification qui n'est pas importée laquelle.» Lacan zufolge ist die analytische Deutung mithin nicht einfach arbiträr, sie kann ihr signifié vielmehr verfehlen; zweitens hat sie die Struktur einer divinatorischen Annäherung, d.h. einer ihren Gegenstand nicht definitiv identifizierenden Vermutung. Auf diese Weise kann zweierlei zugleich von ihr gesagt werden: die Interpretation ist nicht einfach kriterienloser Amoklauf von Sinnzuweisung unter Vernachlässigung des Bezugs von «Signifiant auf Signifiant»; sie ist gleichwohl nicht objektiv oder definitiv – eine Technik oder ein Aufschreibesystem können sie nicht in sich enthalten. – Ich merke diesen Punkt, der vertiefter Diskussion bedürfte, nur im Vorbeigehen an.

Die kontrastive Gegenüberstellung der beiden «Aufschreibesysteme» ist ferner, nach Kittler, positivistisch, d.h. frei von Interpretation («niemand kann die Letternfolge einer Schreibmaschine denken oder interpretieren», X). Ebendarum wird auch auf «Kausalerklärungen» (meint wohl: Motivationen) verzichtet (VI). Kittler will zwei synchrone Schnitte eines Tableaus von Schriftkultur freilegen, ohne auf Verfahren sinnverstehender oder geistesgeschichtlicher «Interpretation» zurückzugreifen (obwohl <er> dies stillschweigend häufig tut: es wäre absurd zu behaupten, seine Exegesen seien durchweg oder nur überwiegend Stellungnahmen zu «asignifikativem» – vgl. 57 – Material).

Ich darf davon ausgehen, daß die Resultate, zu denen Kittler gelangt, in den Gutachten der betroffenen Fachkollegen im einzelnen kritisch gewürdigt sind,² und beschränke mich – bewußt arbeitsteilig – auf den methodologischen Aspekt, hinsichtlich dessen die Kommission jene Präzisierung nachforderte, die das (mir vor |5| drei Tagen zugänglich gemachte) «Vorwort» anstrebt. Dies Vorwort ist ein discours de la méthode von großer sprachlicher Eleganz und eindrucksvoller methodologischer Bündigkeit. Dies Urteil gilt auch dann, wenn einzelne Aspekte des «Vorworts» gegenüber dem wirklich Geleisteten im Rückblick als zu konzis und gar zu entschieden formuliert erscheinen. Jedenfalls kann man dem Verf. nicht vorwerfen, seine Leser über seine Pläne und Forschungsinteressen im dunklen gelassen zu haben.

Kittler beobachtet im Blickwechsel vom ersten zum

zweiten Aufschreibesystem eine Ent-semantisierung der «Letter». In der romantischen Schriftkultur empfängt die «Schrift» ihre Beglaubigung und Rechtfertigung aus einer Sinnzuschreibung, die als solche aus einem Ungesagten und der Sprache/Schrift auch nicht Bedürftigen schöpft: gesellschaftlich konkretisiert aus dem Mund der Mutter/der Frau, die es auf der Ebene des konkreten Existierens als etwas Singuläres nicht gibt («{la} femme n'existe pas») und der der inspirierte Dichter nur durch Vergessen der «Schrift» sich wieder annähert: dies wird, in einer literarisch-soziologischen Fallstudie, dem «Goldenen Topf», mit großer Detailfreudigkeit und Plausibilität demonstriert (nicht nur an Hoffmanns Märchen, aber an ihm mit größter Evidenz). Neben der Welt der dichterischen Rede gibt es, in Kittlers selbst sehr poetischer Phänomenologie der Epoche, eine statt von der Mutter vom Gesetz beaufsichtigte Form der Schreibe, ihr Funktionär ist der Beamte, ihre Welt die der Väter und «Schreiber» (im Plural). Die erste Relation (Mutter – Kind) wird vom Ausschließungssystem der Pädagogik überwacht (ich habe nirgends eindringendere Belege für deren Dienstbarkeit an den Beamtenstaat gelesen als in Kittlers Arbeit); die zweite ist der Staat, der sich vermittels seiner Beamten der Kontrolle über die Zirkulation von kommunikativen Handlungen versichert. Hier sind Kittlers Zentralbelege die Gründungsakte der Berliner Universität und abermals ausgewählte, aber sehr einleuchtend auf ihre Repräsentativität hin durchleuchtete Texte vor allem romantischer Schriftsteller. Einleuchtend und ausreichend belegt scheint mir auch jener merkwürdige Widerspruch zwischen Gegenwärtigkeit der Frau (als Ins{o}<p>iratorin von Reden) und ihrer faktischen Ineffektivität als Autorin – obwohl ich die aufkommende Rolle der Frauen als aktiver Autorinnen in der romantischen Zeit günstiger beurteile als Kittler. |6|

Im zweiten Aufschreibesystem (dem von 1900) sind das Wort, der Buchstabe, das Graphem durch eine vor allem technisch begründete Revolution der Vertextungs- und Verschriftungs- (auch Phonogramm-) Praktiken gegenüber dem spurlos verhallenden Sinn enorm aufgewertet. Da ich in den von Kittler offensichtlich beherrschten medientechnischen Details nicht mithalten kann, kann ich nur meinen Eindruck als Leser mitteilen, daß mir die Engführung von literaturwissenschaftlichen und -geschichtlichen Fragestellungen mit solchen rein technischer Voraussetzungen ihrer Verbreitung und (Re-)Produktion ein Licht aufgesteckt hat, für das ich dem Verf. Dank schulde. Es ist einleuchtend, daß au{f}<ch> für «Dichter», die ihre Bücher

durchaus nicht in einem Ideenhimmel verbreiten und an die Leser befördern – eine Veränderung der Verschriftungs-Industrie eine Haltungsänderung der Einschätzung zur Relation Bedeutung – Ausdrucksträger mit sich bringen wird. Dies ist von Kittler in wirklich reichen Details verbindlich gezeigt worden. Ich möchte auch die kompositorische Eleganz des Einsatzes des zweiten Teils von Kittlers Arbeit herausheben, der mit Nietzsches Schreibsituation das gerade Pendant zur Faustschen Studierstube beschwört, in der das Wort unter seinen Deutungen wie eine ätherische Tusche verschwindet und nicht als Wort in Betracht kommt. (Es mag sein, daß die In-Dienst-Nahme Nietzsches für diesen Nachweis Züge von interpretatorischer Gewalttätigkeit hat, wie Nietzsche selbst: sie gerne den Theologen vorwarf: an der historischen Wahrheit des Kapiteleinsatzes ändert das nichts: auch hier mag die Poesie seriöser und philosophischer sein als die (Literatur-) Geschichte. Es mag ferner sein, daß die <hirnphysiologisch->technologischen Räsonnements eines gewissen Ebbinghaus in ihrer Zeit nicht allzu sehr verbreitet waren: für eine symptomatologische Analyse verschlägt das wenig[;] manchmal ist in einer Handvoll Namen allesversammelt, was im Rückblick <an> bleibenden und tragenden Innovationen einer Epoche ihr Signum aufdrückt. Hier leistet Kittlers Buch wahre Umsturz- und Maulwurfsarbeit. Auch wo ich spontan andere Schlüsse zu ziehen geneigt bin als er, würde ich mich hüten, ohne ebenso gediegene empirische Forschungsarbeit Einwände mit dem Anspruch auf Pertinenz gegen seine Konklusionen zu erheben. Spontaner Einspruch ist ein Gewohnheitsrecht, das das Feuilleton sich erstrit[ten hat.] |7|

Ich gehe nicht in die Details von Kittlers Parcours durch das zweite Aufschreibesystem, merke aber entschieden an, daß ich die von ihm ans Licht gebrachten Elemente als fortan unumgehbare Denkanstöße für jede Literaturbetrachtung ansehe, die nicht ihre geistesgeschichtliche Tradition für ein Recht hält, das sie sich erstritten hätte und das sie fortan vor unbequemen Lernprozessen schützte. Alle Thesen Kittlers sind – das gilt durchgängig – auf der Basis eines ganz außergewöhnlich reichen und überkommene Überzeugungen der Literaturwissenschaft produktiv verwirrenden Textmaterials fundiert; wer sie umstoßen wollte, hätte im Bereich der Materialerhebung und -umdeutung eine vergleichbar intensive Forschungsarbeit zu leisten, will er nicht unglaublich sprechen. Nach meinem Eindruck – ich bin kein Medienspezialist wie Kittler, weiß aber, was unter Philologie verstanden

wird – ist die Zuverlässigkeit der Materialrekrutierung, die Breite der literaturwissenschaftlich-pädagogischen (auch philosophischen und natürlich medientechnologischen) Recherchierbarkeit: kurz die Repräsentativität der vorgelegten Unterlagen unanfechtbar. Kittlers Thesen verdienen, jede im einzelnen, eine ebenso fundierte Auseinandersetzung, die man getrost der scientific community überlassen darf, d.h. einem größeren Kreis von Forschern, als sie in einer Kommission vertreten sind.

Das gilt auch für die von Kittler befolgte «Methode». Es wird Schulen geben, die mit seiner Verfahrensweise nicht einverstanden sein werden. Das ist natürlich und wenig beunruhigend. Die Anwendung (und Kittlers Arbeit betreibt doch wesentlich nicht theoretische Grundlagenforschung, sondern konkrete Anwendung) – die Anwendung der im jüngsten Frankreich vorgeschlagenen Konzepte einer Literaturbetrachtung und -geschichtsschreibung harren zur Stunde weitgehend ihrer Erprobung. Dieser Erprobung soll man Raum geben. Es ist müßig, im vorhinein Vermutungen darüber zu äußern,³ welche Einsichten wir der Abarbeitung neostrukturalistischer Theoreme am Material der Literaturepochierung verdanken werden, wenn diese Theoreme erst einmal auf hinreichend weitgefächerten |8| Applikationsfeldern die Probe ihrer Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit angetreten haben werden. Vorderhand scheint mir sehr empfehlenswert, dieser Erprobung Raum und Resonanz auch an den Universitäten zu schaffen und Versuche wie die von Kittler vorgelegten auch dann zu ermutigen, wenn sie oder gerade weil sie als Pionierarbeit verstanden werden müssen.

Das schließt natürlich nicht aus, daß man einige Fragen an Kittlers Versuch stellen müssen; ich verstehe den durch ihn im deutschen Sprachraum weitgehend eigenständig eröffneten Versuch einer nicht sinnverstehenden Literaturbetrachtung durchaus als Einladung zu solchem Fragen.

Zunächst scheint mir zweifelhaft, ob Kittler tatsächlich so <technik>positivistisch und deutungsfrei vorgeht, wie er es im Vorwort in Aussicht stellt. Der von ihm systematisch ausgebeutete (und oft höchst fruchtbar als Arbeitshypothese in Anwendung gebrachte Zusammenhang von Schrift und (asignifikantem) Unbewußten (im Freudschen Sinne) ist zweifellos Niederschlag einer Theorie, die das zu bearbeitende Daten- und Faktenmaterial im vorhinein imprägniert. Niemals würden aus einer Faktenrekrutierung ohne vorweg angenommene theoretische Überzeugungen präsentable Resultate entspringen. Dies ist gewiß sehr

trivial, läßt mich aber über Kittlers Inanspruchnahme des Terms «positiv(istisch)» oder «rein materiell» zuweilen auch dort stolpern, wo ich seine theoretische<n> Vorannahmen fruchtbar und aus dem Material bewährt finde.

Damit hängt eng zusammen meine Ratlosigkeit hinsichtlich des epistemologischen Ort<s>, von dem aus der Verfasser seine große Studie unternimmt. Würde er rein positivistisch zwei Aufschreibesysteme kontrastiv vergleichen, dürfte er zu keiner Wertung kommen. Tatsächlich wendet er bei der Deskription des einen (desjenigen von 1800) Standards des anderen an: z.B. die Freudsche Theorie oder Teile derjenigen von Lacan oder Foucault. Das mag berechnend sein, zwingt die Arbeit aber vor die Frage nach ihren impliziten Geltungskriterien. Entweder unterschreibt sie eine im Fluß der Geschichte ans Licht getretene Theorie (oder ein Theorie-System) als triftig – etwa das von 1900 –, alsdann ist sie gezwungen, die Geschichte als zielgerichtet und als fortschreitend anzunehmen (gegen diesen Teleologismus und Hegelianismus polemisiert sie aber). Oder aber sie muß den Wechsel der Aufschreibesysteme als völlig grund- und folgenlos darstellen, dann verbietet sich die (moralische oder epistemologische) Parteinahme für eines von beiden. Tatsächlich wird die romantische Zeichentheorie an mehreren Stellen explizit verworfen, was die Parteinahme für eine Theorie des Zeichens solcherart einschließt, wie sie vom Verfasser im Vorwort und passim in Anspruch genommen wird. Als dann muß aber als «richtig» angenommen werden, was um 1900 ans Licht tritt; und die Studie fügt sich dem Anspruch auf Wahrheit, der weiterreicht, als es eine positivistische Analyse der Nachrichten-Dispositive im Wandel der Zeit bewirken könnte. Anders gesagt: die Rationalität der Konstruktion erfordert, daß Kittler das eine der beiden Aufschreibesysteme nicht nur als das jüngst in Erscheinung getretene, sondern auch für das transhistorisch richtige annimmt. Die Tragfähigkeit seiner Methode und ihrer Applikation beruht auf dem Für-richtig-Halten einer Reihe von theoretischen Vorannahmen, die meines Era{r}chtens weitgehend mit dem zusammenstimmen, was er in seinen eindringenden Analysen von Nietzsche, Ebbinghaus, Freud u.a. darlegt.

Ebenfalls eng mit der ersten hängt meine dritte Frage an Kittlers Buch zusammen: Kittler wendet sich mehrfach gegen die den wissenschaftlich genannten Verfahren eigennenden «Idealisierungen». Dazu gehören – vor allem im Kontext seiner Studie – jene Idealisierungen, die man Sinn oder Bedeutung nennt. Weder ein authorial noch ein textual meaning (XX) soll die reine oder «pure Existenz» (II)

dessen, was Schrift genannt wird, idealisieren. Zweifellos gibt es jene asignifikative Wort- oder Schrifthülse, aber sie ist weder Wort noch Schrift. Weder «Phoneme» noch «Grapheme» dürfen als «asignifikative Elemente» bezeichnet werden (57). Um Phonem oder Letter oder Silbe oder Wort zu heißen, ist eine Klang- oder Raumkonfiguration immer schon der Frage nach ihrem möglichen Sinn unterworfen worden. «Symbole» existieren nicht in der Natur⁴ (oder nur in einem metaphorischen Sinne); ebensowenig |10| gibt es von Natur und als pure Positivitäten «symbolische Ordnungen» oder «Aufschreibesysteme». Wenn Goethes Wort über «Weiber» zitiert wird, die «alles à la lettre oder au pied de la lettre» verstehen (188/9), so ist gewiß nicht gemeint, daß Frauen mithin Lettern als Raumformen anstarren, sondern daß sie die Bedeutungen von Wörtern oder Sätzen sensu proprio zu verstehen neigen (was nicht heißt: daß sie nicht oder nichts verstehen). Ich verstehe nicht, was «buchstäbliches Gelten» von Lettern (oder «Diktaten») anderes meinen kann als: verstehen sensu proprio. Kittler meint aber (oder scheint zu meinen), in Nietzsches *Ariadne* – z.B. – erfolgen «Diktate (...), die nicht verstanden und nicht einmal gelesen werden (sollen), sie gelten buchstäblich» (276/7). Ähnlich entschieden charakterisiert er die von Freud besiegelte Reduktion der romantischen Seelengeschichten auf einen «Materialismus der Schriftzeichen» (398), hinzufügend: «Buchstaben (...) durchstreichen bewußtes Meinen und hermeneutisches Verstehen, um Leute ihrer Unterworfenheit unter die Sprache auszusetzen» (l.c.). Tatsächlich bilden sich «Signifikanten» doch erst im Lichte von ihnen zugeordneten (freilich verfehlbaren) Sinnentwürfen; und einer Sprache untergeordnet zu sein, heißt: einem Sinnsystem zu unterstehen. Saussures Gedanke der «Artikulation» macht die Rede von autonomen Signifikanten unmöglich; ebenso diejenige, wonach die Einlösung der Bedeutung eines Zeichens als ein Übersetzungsakt aufgefaßt werden dürfte: «Einen Diskurs auf Signifikate bringen heißt aber: ihn übersetzbar machen» (97, ähnlich 260 u., passim).

Mir scheint hier eine Übertreibung vorzuherrschen, die schon in einzelnen Äußerungen Lacans vorbereitet ist, die aber z.B. von Derrida, vor allem in *La voix et le phénomène*,⁵ ziemlich scharf abgewiesen worden ist. Um den Sinn als «Effekt» denkbar zu machen, kann man nicht einen Teil der Zeichensynthese zum Überheber des anderen machen wollen (den Signifikanten): es gibt Signifikanten überhaupt nur im Verband von Zeichen. Gewiß ist der Affekt gegen das, was Derrida Semio-Logozentrismus

genannt hat, nachvollziehbar: er erübrigt aber m.E. nicht die Arbeit an einer plausiblen und alternativen Zeichentheorie, die die unterstellte Präeminenz der Semantik mit Gründen entkräftet. |11|

Weitere Fragen, die ich an Kittlers Arbeit würde stellen wollen, wären aus den vorgenannten abzuleiten. Der immense Stoff- und Gedankenreichtum der Arbeit machen unmöglich, mehr und anderes zu tun, als grundsätzliche – zu grundsätzliche – Fragen an das Gesamtunternehmen zu stellen.

Mein Urteil über dasselbe ist, durch meine nicht-rhetorischen Fragen unangefochten, vielmehr verstärkt: positiv. Nicht jede Arbeit provoziert Fragen, deren Beantwortung eine aufrichtige Horizonterweiterung des Fragenden ermöglichte. Das Gewicht der Kittlerschen Arbeit ist – im theoretischen wie im applikativen Bereich – derart, daß man die Auseinandersetzung damit seiner Rezeption durch die Wissenschaftlergemeinschaft überlassen darf. Ich betrachte «Aufschreibesysteme 1800/1900» für einen Geniestreich, für etwas im Bereich der Literaturwissenschaften so Außergewöhnliches, für ein so glänzend und stilsicher geschriebenes Werk, daß eine Reihe kleinlicher Einwände hinter der Bewunderung für die Leistung des Verfassers zurückstehen müssen. Mehrere große Würfe – und ich zähle, trotz einzelner Bedenken, Kittlers Buch dazu – haben massive Kritik an Einzelbehauptungen, philologischen Unpräzisionen, ma[n]gelhaft stringenten Beweisführungen usw. souverän durch die große Sicht, die sie aufgeschlossen haben, vergessen machen: so Benjamins Buchs übers Trauerspiel und Foucaults *Les mots et les choses*. Hier wird etwas im großen Stil gewagt und erprobt. Versuche, wenn sie eine so unbestrittene Qualität wie der Kittlersche haben, soll man, scheint mir, mit Nachdruck ermutigen; es ist der erste, der neostrukturalistische Theorie an abundant reichem Material und aus ganz eigenständiger Inspiration erprobt. Zu lange schon hat westdeutsche Literaturwissenschaft dieser Auseinandersetzung mit den «neueren Franzosen» entzogen, als daß sie sich leisten könnte, fortan einen wie immer unbequemen und zum Widerspruch einladenden Lernprozeß aufzuhalten, wie es der ist, zu{m} <dem> Kittlers Arbeit uns einlädt.

Ich empfehle dem Gemeinsamen Ausschuß der Freiburger Philosophischen Fakultäten die Annahme dieser Arbeit als Habilitationsschrift mit großem Nachdruck.

1 <Daraus, daß etwas *conditio sine qua non* von etwas anderem ist, folgt freilich noch nicht, daß es auch seine *ratio perquam* sei.>

2 Diese Gutachten sind mir, wohlbemerkt, nicht zugänglich gemacht worden. Ich darf aber doch unterstellen, daß sie Kittlers Arbeit im Lichte ihrer jeweiligen Disziplinen, auch inhaltlich, charakterisieren.

3 d.h. – beim Stand der Dinge – Wetten darauf abzuschließen

4 <Vgl. Kittler S.[1], daß «Buchstaben in der Natur nicht vorkommen»>

5 <Vgl. p. 85 (im Kontext)>

WOLFRAM MAUSER

Albert Ludwigs Universität Freiburg,
Deutsches Seminar 28. Dezember 1983

GUTACHTEN

über die Habilitationsschrift von Friedrich A.
Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*

Kittlers Habilitationsschrift steht im Umkreis von Büchern, die seit etwa zehn Jahren zunehmend Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Für diesen Buchtyp wird immer häufiger die Kennzeichnung *kulturtechnisch* verwendet. Es handelt sich um Bücher wie die folgenden: Hans-Dieter Bahr: *Über den Umgang mit Maschinen*, Jean Baudrillard: *Der symbolische Tausch und der Tod*, Oskar Negt u. Alexander Kluge: *Geschichte und Eigensinn*, Wolfgang Schivelbusch: *Lichtblicke – Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert*, Jacques Derrida: *La carte postale – de Socrate à Freud et au-delà* u.a. Trotz beträchtlicher Unterschiede ist diesen Darstellungen gemeinsam, daß sie nicht systematisch sein wollen, daß sie entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeiten nicht anerkennen, daß sie jenseits naturwissenschaftlich-kausaler Erklärungen Zusammenhänge eher vergegenwärtigen als nachweisen. Wenn dieser neue Buchtyp Ausdruck eines Paradigmenwechsels ist, so im Sinne einer meist post-strukturalistischen Kombinatorik, die auf das überraschend Neue an Zusammenhängen mehr aus ist als auf dessen Begründbarkeit. Ohne Zweifel geht von diesen Darstellungen eine gewisse Faszination aus. Dies hängt wohl damit zusammen, daß sie, statt Erkenntnisse zu formulieren, versuchen, sie zu inszenieren: Wahrheit zeige sich in der Darstellung selbst, sie ist dem illustrativ Dargebotenen inhärent.

Kittlers Habilitationsschrift versteht sich als Versuch in dieser Richtung. Sie geht erklärtermaßen von Voraussetzungen aus, wie sie Foucault, Lacan, Deleuze/Guattari, Derrida u.a. formuliert haben. Sie weicht, ähnlich wie andere Bücher dieses Typs, erheben sich von dem ab, was im Bereich der traditionellen Geistes- oder Gesellschafts-

wissenschaften den Aspekt *Wissenschaftlichkeit* bisher konstituierte. Diese Abweichung macht es nötig, zunächst von einer Verständigungsbasis für die Beurteilung <von> *Wissenschaftlichkeit* herzustellen.

Die Habilitationsordnung bestimmt im § 1(1) die Habilitation als «die Anerkennung einer besonderen wissenschaftlichen Lehrbefähigung»; in § 2(1) wird im Zusammenhang der schriftlichen Habilitationsleistung auf die «Eignung zu der einem Universitätslehrer ... aufgegebenen Forschungstätigkeit» besonders abgehoben. Was konstituiert wissenschaftliche Lehre und Forschung? Ich denke, daß es einen Konsens darüber gibt, daß für die Beurteilung wissenschaftlicher Arbeiten im herkömmlichen Sinn folgende Kriterien (die ich nur stichwortartig benenne) grundlegend sind: Die Wichtigkeit des Untersuchungsgegenstandes; seine deutliche Abgrenzung; eine klare Fragestellung; Thesenbildung; die Erschließung bzw. Darlegung der geeigneten und notwendigen Materialien; eine stringente Beweisführung zur Erhärtung oder Verwerfung der Thesen; das Festhalten der Ergebnisse im einzelnen und im ganzen. Die Originalität der Fragestellung und der Umfang neuer Erkenntnisse im Sinne von Zuwachs an Wissen und Einsicht qualifizieren eine wissenschaftliche Arbeit in besonderer Weise.

Es steht außer Zweifel, daß sich insbesondere in Hinblick auf die Deutung literarischer Texte eine große Breite methodischer Ansätze entwickelt hat. Man könnte daraus schließen, daß sich <hier> die Forderung nach *Wissenschaftlichkeit* mit <Hilfe> unterschiedlicher Kriterien erfüllen ließe. Trotz gelegentlich auch scharfer Kontroversen zeigt die Entwicklung der philologischen Disziplinen jedoch, daß neue Gegenstände, neue Fragestellungen und neue Methoden die tradierten Vorstellungen von *Wissenschaftlichkeit* nicht außer Kraft in setzen brauchen. Man kann sagen, daß es bisher nicht notwendig wurde, die bewährten Grundsätze von *Wissenschaftlichkeit* aufzugeben oder ernsthaft zu verändern. Die Erklärung dafür liegt meines Erachtens nicht in den Gegenständen und auch nicht in den Methoden selbst, sondern in der Tatsache, daß jedes Verfahren [3] nur trägt, soweit es fähig ist, *Evidenz* herzustellen. Jedenfalls gibt es, wie mir scheint, in den wissenschaftlichen Disziplinen, in deren Bereich sich die Habilitationsschrift Kittlers zur Beurteilung stellt, kein anderes Kriterium, <auch> unbewohnte Fragestellungen und Verfahrensweisen zu beurteilen als das der *Evidenz*. Das, was dargetan wird, muß einem bemühten und wohlwollenden Leser, der fachlich entsprechende

Voraussetzungen besitzt, einleuchten. Der Leser muß die dargelegten Argumente und die Ergebnisse einsehen können, auch wenn er nicht bereit ist, sie für sich zu übernehmen. Wenn man sich fragt, welche Faktoren *Evidenz* in diesem Sinne fördern, dann findet man sich allerdings immer wieder auf Kriterien von *Wissenschaftlichkeit* verwiesen, wie sie oben genannt wurden; sie sind offensichtlich wichtige Voraussetzungen dafür, daß sich *Evidenz* einstellt.

Die Verständigung über Kriterien von *Wissenschaftlichkeit* und über die Notwendigkeit von *Evidenzschlüssen* – vollzogen von bemühten und wohlwollenden Lesern – ist nicht nur im Interesse von Gutachtern, sondern ermöglicht es auch den Verfassern, die Antragsituation einzuschätzen. Zum einen gilt es zu verhindern, daß ungewöhnliche, umstrittene oder unbequeme Fragestellungen und methodische Ansätze durch Gutachter wegzensuriert werden, zum anderen ist sicherzustellen, daß Ausweitungen im Gegenstandsbereich, aber auch in Hinblick auf Fragestellung und Methode nicht unbegründet behindert werden. Allerdings bin ich der Meinung, daß Fakultäten gut beraten sind, wenn sie Arbeiten, die umfassende Neuerungen in Aussicht stellen, sehr gewissenhaft prüfen und einem Paradigmenwechsel eher zögernd folgen. Sie haben ja auch die Aufgabe, eine Lehre zu gewährleisten, die nicht von einer möglicherweise nur modischen Neuerung zur anderen springt. Und zum anderen ist es für die Gesamtentwicklung von Forschung und Lehre von Vorteil, wenn Fakultäten dort, wo sie zur Entscheidung aufgerufen sind, an wissenschaftliche Arbeiten, die das bisher Anerkannte beiseiteschieben und durch Neues ersetzen, die Forderung nach einer umfassenden Begründung des Neuen stellen. [4]

Um meine Gesamtbeurteilung vorwegzunehmen: Für mich erreicht die Habilitationsschrift Kittlers nicht jenen Grad an *Evidenz*, den ich für unverzichtbar halte. Meine Zweifel an der *Wissenschaftlichkeit* der Arbeit betreffen nicht den diskursanalytischen Ansatz, sondern dessen Durchführung. Es ist das Verfahren, an dem ich schwerwiegende Mängel sehe.

Zunächst zum Positiven der Arbeit: Ich sehe es (1) in der Wahl des Gegenstandes: Aufschreibesysteme in kontrastiver Betrachtung sind ein wichtiger Untersuchungsgegenstand; (2) im diskursanalytischen Ansatz, der der Erschließung von Aufschreibesystemen methodisch am ehesten entspricht; (3) in dem Versuch, Literatur und Lernmethoden in Beziehung zu setzen; (4) in der Materialfülle die angeboten wird, mit der Absicht, das Aufschreibesystem zu dokumentieren und (5) in guten und in vielen

Fällen sicher auch zutreffenden Einzelbeobachtungen und Einzelinterpretationen. Ich gehe davon aus, daß die positiven Elemente der Arbeit in anderen Gutachten eingehend gewürdigt wurden und verzichte deshalb darauf, sie ausführlicher darzulegen. Dies heißt nicht, daß ich sie gering schätze. Da diesen unbestrittenen Vorzügen aber gravierende Mängel gegenüberstehen, sehe ich keine Möglichkeit, die Arbeit aufgrund ihrer zweifellos vorhandenen Qualitäten im ganzen zustimmend zu beurteilen.

Zu dieser Schlußfolgerung komme ich auch deshalb, weil sich bei genauerem Zusehen das Gewicht des Positiven relativiert. So meine ich, daß Materialfülle im Rahmen einer Habilitationsschrift zu erwarten ist und Mängel anderer Art nicht ohne weiteres unwirksam machen kann. Manches, was den in poststrukturalistischen Abhandlungen weniger kundigen Leser zunächst beeindrucken mag, verliert den Reiz der Neuheit und Besonderheit, wenn man sich in der einschlägigen Literatur umsieht. Dies trifft für den Komplex Diskursanalyse und <für> die damit verbundenen Aspekte wie Entthronung des autonomen Ichs und Negierung von Kausalität und historisch-genetischer Notwendigkeit ebenso zu wie für die Verwendung technischer Metaphorik. Im ganzen ist die Arbeit weniger originell, als sie zunächst aussieht. Sichtweisen und Darstellungsmodi, die im Bereich der deutschen Literaturwissenschaft erst in Ansätzen erprobt wurden, sind keineswegs neu im Bereich [5] der allgemeinen Diskursanalyse. Die Absicht von Kittlers Arbeit liegt offenbar sehr viel mehr in der Anwendung vorhandener Modelle als im Finden neuer. Dies trifft auch für viele Einzelabschnitte zu. Nicht wenig hat in den Schriften Foucaults, Lacans, Deleuze'/Guattaris und Derridas seine unmittelbare Vorlage. Es ist sicher richtig, daß sich die Vorgänger nicht so konsequent um die Erstellung eines Aufschreibesystems in einer bestimmten historischen Lage bemüht haben, sich also nicht wie Kittler auf das Aufschreibesystem von Literatur konzentrierten und beschränkten. Es trifft aber auch zu, daß sich Kittler beim Versuch, Aufschreibesysteme festzuhalten, im wesentlichen jener Mittel bedient, die das diskursanalytische Schrifttum zur Verfügung stellt.

Wie immer man den Grad der Originalität von Kittlers Habilitationsschrift einschätzt, schwerwiegende Mängel sehe ich in der Art der Durchführung, und zwar vor allem (1) in der fehlenden Begründung der Auswahl des Textkorpus, den sie untersucht, (2) in der einseitigen Auswertung der zugrundegelegten Texte und (3) in der einer wissenschaftlichen Arbeit nicht angemessenen sprachlichen Darstellung.

(Bei der Wiedergabe von Kittlers Ausführungen bediene ich mich der naturwissenschaftlich-elektrotechnischen Metaphorik, die er selbst benutzt, obwohl ich mich zu dieser Sprachgebung kritisch äußern werde. Es würde die Verständigung erschweren, wenn ich eine neue Terminologie einführe.)

*

Zunächst zum Problem des Textkorpus, d.h. zur Auswahl der Quellen, die für die Erstellung des Aufschreibesystems Indizcharakter besitzen. Angenommen, es sei möglich, die Diskursvernetzung von 1800 und 1900 nachzuzeichnen, und angenommen, dies [6] könne nicht in Form einer Inventarisierung, sondern nur anhand symptomatischer Beispiele geschehen, so bleibt für mich die Frage, wie repräsentativ die behaupteten Diskurse dieser «historischen Lage<n>» sind. Für die Tragfähigkeit von Aussagen zum Aufschreibesystem <von> 1800 oder 1900 halte ich es für unerlässlich, die Frage zu erörtern, an welchem Textkorpus die Vernetzung nachgewiesen wird. Dies geschieht aber nicht. Die Verkabelung des Muttermund-Diskurses wird an Texten aus dem Bereich der Literatur, der Leselehrbücher und der Philosophie nachgezeichnet. Wo aber bleiben in Kittlers Aufschreibesystem von 1800 die Politik, der Staat, das Vaterland, das Geld, Napoleon, der Heldentod usw.? Wie passen Autoren wie Theodor Körner, Schenkendorff, Eichendorff, Kleist und Hölderlin in dieses Bild? Wenn Leselehrbücher berücksichtigt werden, warum nicht auch Erziehungsbücher allgemeinerer Art? Wie repräsentativ sind die Leselehrbücher von Stephani? Wieviele andere Autoren gab es, die Leselehrbücher schrieben? Welche anderen Lehrmethoden? Und wenn es stimmt, daß die Diskursverkabelung, wie die Stifter-Figuren Klopstock und Goethe sie begonnen hatten, um 1800 in Massenanzahl gegangen ist (197) – in welche Massen? Die Reihe der Fragen könnte vermehrt werden. Es sind nicht Fragen, die wünschbare, aber nicht notwendige Ergänzungen betreffen, sondern Fragen nach der Korrelation von Textkorpus und Diskursvernetzung. Die Beantwortung solcher erscheint mir deshalb so wichtig, weil der Verfasser wiederholt Behauptungen aufstellt wie: «Als Natur und Ideal orientiert Die (mit großem D) Mutter das gesamte Aufschreibesystem von 1800» (71) Ich halte diese Behauptung für eine ebenso krasse Verzerrung wie die des Fehlens Der (mit großem D) Mutter im Diskurs um 1900. Ohne Begründung und Abgrenzung des Textkorpus,

an dem solche Aussagen gewonnen werden, leuchtet mir das Fazit aus dem dargelegten Material nicht ein. Ich kann an viele Texte denken, für die die verallgemeinernde Aussage nicht zutrifft. Solange der Verfasser nicht zeigt, daß das Dargestellte zum Beispiel auch für Vaterlandsdichtung, die um und nach 1800 zu großer Bedeutsamkeit gelangte, gilt, bleibt für mich die Aussage, daß das Aufschreibesystem 1800 einen Mutterdiskurs darstelle, eine gefällige, aber letzten Endes unverbindliche Spekulation. [7]

Für nicht weniger problematisch halte ich die Textauswahl im Abschnitt über das Aufschreibesystem 1900. Die (mit großem D) Mutter, die im Diskurs um 1800 alles war, sei um 1900 der Maschine gewichen. Frauen, die den Diskurs um 1900 statuieren, kämen für alles in Frage, nur nicht für Liebe (498/99). Es seien die Hirnphysiologen, die die faktischen Diskursnetze von 1900 beschreiben. Psychophysik und Technik (Schreibmaschine) seien denn auch die diskursbildenden Faktoren<,> und Stifter dieses Diskurses sei Nietzsche. Niemand wird die verbreitete Technisierung um 1900 bestreiten, ebensowenig die naturwissenschaftliche Grundlegung der Freud'schen Psychoanalyse. Ob es aber tatsächlich die naturwissenschaftlichen «Handgreiflichkeiten» waren, die bestimmten, was Diskurs wurde, bleibt für mich sehr die Frage. Vor allem zweifle ich daran, ob man die Frage nach dem Diskurs der Jahrhundertwende tatsächlich von technischen und psychophysischen Kuriositäten her beantworten kann. Mehr noch als im ersten Teil der Arbeit verfährt hier der Verfasser nach der Maxime, daß es «der Exzess» sei, «der die Regel aufdeckt» (197). Diese Annahme ist meines Erachtens logisch und historisch falsch, und dies ganz besonders für den Bereich der Diskursanalyse. Offenbar ist der Gedanke, daß der Exzeß in besonderer Weise Einsichten vermittele, der Psychoanalyse – diese mißverstehend – entnommen. Dort hat die Beachtung des Pathologischen, neben dem Normalen, heuristischen und vor allem therapeutischen Wert. Zur Theorie und Praxis der Psychoanalyse gehört, daß das Krankhafte, das ja nicht einfach das Exzessive ist, der «Spurenfindung» diene. Das so Aufgespürte wird dann aber einer empirischen und theoretischen Überprüfung unterworfen, ehe es zum Indiz für den Normalfall gemacht wird. Bei Kittler aber wird das Exzessive zum nicht weiter hinterfragten oder kritisch überprüften Element und zur Legitimation abstruser Kombinationen. Das Exzessive wird sozusagen zum Vater (nicht zur Mutter) von Einfällen, die sich um das Faktenfeld der Zeit nicht weiter kümmern. Kann man

die Positivität des Exzessiven wirklich dafür in Anspruch nehmen, das praktizierte Verfahren als «positivistisch» und «historisch» (Vorwort) auszugeben? |8|

Vor allem im zweiten Teil sehe ich viele Verzerrungen und Unrichtigkeiten. Nur auf zwei Komplexe möchte ich hinweisen: Mir ist klar, daß es des Wortes «Mutter» nicht bedarf, um die Funktion Der (mit großem D) Mutter im diskursiven Netz der Zeit nachzuweisen. Dort, wo es erscheint, ist seine Bedeutung aber ganz sicher zu bedenken. 1891 veröffentlichte Hermann Bahr ein Drama mit dem Titel *Die Mutter*. Hofmannsthal, der das Stück rezensierte, sah in ihm vor allem ein Dokument der neuen Nervenkunst (die nach Kittler «Abfall der Psychiatrie» ist). 1893 findet Hofmannsthal Sätze wie diesen: «Ein Mutterleben, nun, ein Drittel Schmerzen, | Eins Plage, Sorge eins. Was weiß ein Mann | Davon?» (*Der Tor und der Tod*). Ist es vorstellbar, daß die sich sorgende Mutter der Kleinfamilie im Diskurs der Zeit (auch im literarischen Diskurs der Zeit) keinen Platz mehr hat? Und ganz nebenbei: Wo ist der Tod im Diskurs <von> 1900 geblieben? Man kann aber auch an Gerhard Hauptmanns *Biberpelz* denken und sich fragen, was es für den Diskurs bedeutet, wenn die Phantasie eines Autors so kraftvoll dominierende Mutterfiguren wie die Mutter Wolf<fen> findet. Von einer Arbeit, die Die (mit großem D) Mutter im Diskurs der Zeit nicht mehr findet, muß ich erwarten, daß sie zu offensichtlichen Gegenbeispielen (natürlich könnten es andere sein) Stellung nimmt; Schnitzler, Hauptmann, Wedekind erscheinen nicht einmal im Literaturverzeichnis, die Lebensphilosophie, wo sie überhaupt in den Blick kommt, schrumpft zu einem hirnhysiologischen Problem.

Ich greife ein anderes Beispiel heraus: Auf S. 351 ist davon die Rede, daß der psycho-physikalisch-technische Literaturdiskurs als Aufschreibesystem 1900 mit einer «Absage an Einbildungskraft» verbunden sei. Ich halte die Schlußfolgerung für falsch und frage mich, womit sich begründen läßt, daß es nicht die Einbildungskraft sei (was sonst?), was Werke so wuchernder Phantasie hervorbringt wie Hofmannsthal's *Triumph der Zeit* (1900) und viele andere. Ich frage mich auch, warum die mit der Literatur so eng verbundene Pantomimen- und Ballettkunst der Zeit (Libretti) den Diskurs nicht mitprägen soll. Warum nur Psychophysik und Maschine? Ganz sicher: Das Kino wird wichtig, aber bedeutet dies, daß um 1900 die «Ersatzsinnlichkeit Dichtung ersetzbar» (345) wird? Wie erklärt sich dann die Verbindung von Buch und reicher Buchillustration im Jugendstil (Vogeler u.a.)? Ist sie nicht auch Teil des Aufschreibesystems? |9|

Ohne Zweifel gab es die vielen Kuriositäten, die die Arbeit ausbreitet. Mit welcher Berechtigung schließt der Verfasser aber von Büchern, in denen es um Technisches und Psychophysikalisches geht, auf den Literaturdiskurs? Woher nimmt er die Gewißheit, daß sich all das Maschinelle in den Literaturdiskurs der Zeit eingeschrieben hat? Viele der Bücher, die er nennt und beschreibt, blieben ephemere Erscheinungen. Stellt sich da nicht die methodische Frage, die an keiner Stelle erörtert wird, was Ephemerer und Marginales für die Konstitution eines Diskurses bedeuten? Solange eine Diskursanalyse an ausgewählten und in Hinblick auf ihren repräsentativen Charakter nicht weiter untersuchten und reflektierten Beispielen vorgenommen wird und zugleich geradezu einen Bogen um alle jene literarischen Texte macht, die für die Zeit charakteristisch waren und große Breitenwirkung fanden, habe ich sehr große Schwierigkeiten, die allgemeinen Aussagen, die der Verfasser daraus ableitet, einzusehen. *Evidenz* stellt sich für mich nicht ein.

Eine Arbeit, die die Materialbasis (hier: Textkorpus) nicht begründet und auf ihre Eignung hin reflektiert, verfehlt ein entscheidendes Kriterium von *Wissenschaftlichkeit*. Den möglichen Hinweis, daß sich die Textauswahl an der Durchgängigkeit der Phänomene erweise, kann ich nicht gelten lassen. Ich werde den Verdacht nicht los, daß für die Charakterisierung des Aufschreibesystems um 1800 Beobachtungen an literarischen Werken wie an E.T.A. Hoffmanns *Goldnem Topf* (siehe dessen Interpretation) eine ganz bestimmte, auf Erotik und Muttermund hin ausgerichtete Phänomensuche in Gang setzte<n>. Es ist nicht zu bestreiten, daß der Verfasser dabei fündig wurde. Ich bestreite aber, daß das, was der Verfasser gefunden hat, das Aufschreibesystem[!] 1800 vorrangig bestimmt. Nicht anders liegen die Dinge in Hinblick auf das Aufschreibesystem 1900.

*

Die sehr einseitige Textauswahl führt zu drastischen Verzerrungen. Dieser Eindruck verstärkt sich bei einer genaueren Überprüfung der Art und Weise, wie einzelne Quellen ausgewertet |10| werden. Die Vermutung einer den Sachverhalt verzerrenden Materialauswertung stellt sich in vielen Abschnitten der Arbeit ein. In der Kürze der verfügbaren Zeit ist es nicht leicht, dafür den Nachweis zu erbringen, vor allem auch deshalb nicht, weil viele der genannten Quellen nicht ohne weiteres zugänglich sind. Dort, wo ich nachprüfen kann, sehe ich meinen Verdacht bestätigt.

Mag sein, daß sich von Stephanis «Methoden für Mütter ... ihre Kinder ... lesen zu lernen» ableiten läßt, daß es tatsächlich Mütter gab, die Kinder im Lesen unterrichteten. Ist damit aber schon sichergestellt, daß die Leselehrbücher Stephanis als Kronzeugen für das «Gleichungssystem Frau=Natur=Mutter» (37) dienen können? Meine Zweifel bestätigt das *Lehr- und Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde* (1801) von Joachim Heinrich Campe, das mir in Original vorliegt. Es geht auf Campes *Neue Methode, Kindern auf eine leichte und angenehme Art Lesen zu lernen* (1778) zurück. In der Neubearbeitung von 1801 entscheidet sich Campe für eine veränderte Methode: «Das Erste und Vorzüglichste, was ich auszumerzen und zu verwerfen fand, war die Lehrart, nach welcher ich das Büchlein zu gebrauchen ehemals geraten hatte.» (Vorrede S. VI). Die neue Methode sei kindergemäß[er][], sei nicht «auf ungemeine Köpfe und auf seltene Gemüther» berechnet (S. VII). Die ausführliche Vorrede und die längeren Hinweise auf Grundsätze und Regeln für das Lesenlernen, lassen vermuten, daß sie <das> Ergebnis von Erfahrung und einer breiteren Diskussion der Frage darstellen. Das Buch war offenbar erfolgreich. Es erschien 1807 erstmals mit dem neuen Titel *Neues Abeze- und Lesebuch mit vielen schönen Bildern* und kam 1973 in einem Faksimiledruck heraus. Der Herausgeber dazu im Nachwort: «Das Abeze...buch ... markiert den Stand der Lesebuchmethodik zu Beginn des 19. Jahrhunderts.» (S. VI). Der Bildteil dieses Buches (aber nicht die 116 Selten Methode und 120 Seiten Übungstexte, die es enthält) erschien 1975 als Inselbändchen. Kittler benutzte dieses Inselbändchen und berücksichtigte den eigentlich interessanten Teil dieses Leselehrbuches von Campe nicht, jedenfalls wird die Ausgabe von |11| 1807 im Literaturverzeichnis nicht erwähnt (obwohl ein Neudruck dieser Auflage im Deutschen Seminar vorhanden ist). Campe war einer der hervorragenden und einflußreichen Erziehungsschriftsteller der Zeit um 1800. Allein sein Name gab seinem Leselehrbuch Gewicht. Dies zu erwähnen ist deshalb von besonderem Interesse, weil es in der Zeit zwischen 1790 und 1810 über 120 ABC-Bücher einfacherer Art und ca 20 bilderte ABC-Bücher gab, darüber hinaus ABC-Spiele verschiedener Art. Da spielte für die Verbreitung des Buches das Prestige des Autors eine nicht unwesentliche Rolle. In einer solchen Konkurrenzsituation war das Prestige eines Autors für die Verbreitung seines Buches sicher nicht unwesentlich. Kittler indessen rechtfertigt weder die Sonderstellung, die Stephani in seiner Darstellung einnimmt, noch die Tatsache, daß er Campes Leselehrbücher praktisch unberücksichtigt[igt] läßt.

Abgesehen davon, daß Kittler, was Campe betrifft, eine völlig ungeeignete Ausgabe benutzt, er zitiert sie auch manipulativ, wenn er schreibt: «Weil aber das derart unterstellte Kind in naturalen Lüsten aufgeht, verspricht Campes «Neue Methode...» (1778) das Alphabet als «Naschwerk» <(S. 39)>. Der Hinweis auf «Naschwerk» ist dem Nachwort des Inselbändchens entnommen; dort heißt der Wortlaut (Dietrich Leube): «Gleichzeitig soll das Kind durch «allerlei Naschwerk» (Campe) hin zu Tugend und «Brauchbarkeit» gelockt werden.» (73) Der Hinweis auf das «Naschwerk» findet sich weder in der Ausgabe von 1801 noch in der von 1807. Wenn Campe ihn von der Ausgabe von 1778 nicht mehr übernommen hat, kann er dann für das Aufschreibesystem von 1800 reklamiert werden? Abgesehen davon: <Ist> es zulässig, durch die Zitierweise aus dem Tugend-Naschwerk ein Alphabet-Naschwerk zu machen? Statt solche Fragen zu prüfen, bezieht Kittler auf der nächsten Seite seiner Arbeit das «Naschwerk» auf die «Kulinarische Oralität, deren unausgesprochenes Rätsellösungswort Mutter heißt.» (40). Dabei wird unterschlagen, daß der Hinweis auf das «Naschwerk» zunächst in der Tradition der (darf man sagen: männlichen?) Rhetorik steht; als «verzuckerte Pille» sollten Lehrinhalte ge|12|boten werden, die der Leser unverhüllt nicht annehmen würde.

Das Hauptproblem von Kittlers Verfahren an diesem Punkt liegt aber nicht in der Unzulänglichkeit der Quelle und in der unzulässigen Zitierweise. Kittler übergeht all das, was das *Lehr- und Lesebuch* Campes von 1801 und danach als ganzes charakterisiert. Da ist zunächst der ausführliche Hinweis Campes in der Vorrede, daß man die Kinder «mit dem Lesenlernen nicht übereilen» dürfe. Vor dem sechsten Jahr sei es nicht nur nicht nützlich, sondern geradezu schädlich. Man solle auch nicht allzu schnell «damit» fortschreiten, sondern dem Kind Zeit gönnen, sich mit den einzelnen Schritten vertraut zu machen. Diese Ratschläge richten sich nicht an Eltern oder Mütter, sondern an die Lehrer, die denn auch die Adressaten dieser ausführlichen allgemeinen Anleitungen sind. Auch Campe empfiehlt das Alphabetisieren, aber nicht vor dem sechsten Jahr, und wenn die Eltern helfen wollen, dann Vater und Mutter (S. 8.). Auf den eigentlichen Leserteil (23 Fabeln) führt ein *Gespräch zwischen dem Großvater und Karl* (39–53) hin[.] In diesem Gespräch wird die Nützlichkeit von Lesen und Schreiben hervorgehoben und darüber hinaus ausführlich gezeigt, wie man es machen solle, daß es einem leicht fällt. Dann folgen 23 Fabeln «zur ersten Übung im Lesen». Diese Fabeln führen eine eher männlich-patriarchalische Welt

vor (*Der Ackermann und der Affe, Der Löwe und das Lamm, Der Jagdhund und der Iltis, Der Habicht und der Hahn, Der Pfau und der Papagei, Das Nashorn und der schwarze Knabe* usw. usw.) Fabeln mit einer schwer bestreitbaren männlichen Grundperspektive stellten in der zweiten Hälfte des 18. und noch im 19. Jahrhundert die am meisten benutzten Leselerntexte überhaupt dar. Hätte es da nicht gelohnt, die Annahme des Mutter-Diskurses um 1800 an solchen Leselernstücken zu überprüfen? Schreiben Mütter einen Männer-Diskurs ein und ist das dann ein Mütter-Diskurs? Das ABC-Buch von Campe gibt indes noch weiteren Aufschluß: Im Anhang fügt Campe seinem ABC-Buch *Übungen im Lesen* bei, d.h. kurze Geschichten, in denen Tugenden und Fertigkeiten beispielhaft vorgestellt werden: Es sind zunächst Übungen im Lesen nach dem kleinen deutschen abc: *hänschen* – ein Dialog zwischen Hänschen und dem Vater; *karl und |13| lieschen* – ein Gespräch der beiden mit dem Vater; *geschichte des unglücklichen jakobs* – über das Unglück Jakobs, der seinem Vater, seiner Mutter und seinem Lehrer nicht folgt. Es schließen sich *Übungen im Lesen nach dem kleinen und großen deutschen ABC* an: *Sofiens Besserung* – Sofie, die einzige Tochter reicher Eltern wird einem Ratschlag des Vaters folgend von den Bedienten zur Besserung geführt; *Wie der kleine Fritz aus einer großen Gefahr gerettet wurde* – Ein Wanderer errettet Fritz vor dem Ertrinken, nachdem sich dieser ihm als gefällig erwiesen hatte; *Die gute Schwester* – ungeachtet seiner Unartigkeit liebt Ernestine ihren Bruder Franz zärtlich; *zur Warnung für Alle, die es lesen* – Carolinens Eltern erlauben einen Kinderball. Caroline stellt sich mit «unbedecktem Busen an ein offenes Fenster», erkältet sich und stirbt; *Das wohlthätige Kind* – Dialog zwischen Wilhelm und seiner Mutter, Belohnung für Hilfe der Armen; *Das unvorsichtige Kind* – unbeaufsichtigt von den Eltern stürzt Henriette und sticht sich das Auge aus; *Der kleine Vogelfänger* – Peter fängt einen jungen Vogel, die Mutter erklärt Peter, er fehle der Familie, so wie sein Vater ihm und seiner Familie fehlen würde; *Ein sicheres Mittel, sich bei allen Menschen beliebt zu machen* – Die Hofmeisterin zeigt Friederike und Franz, wie man sich bei den Menschen beliebt macht. Von den elf Lesestücken erscheint die Mutter als Gesprächspartnerin in zweien. Ebenso oft wird ein Gespräch mit dem Vater vorgestellt, in einem Lesestück ist eine Hofmeisterin Gesprächspartnerin. In einem weiteren Anhang gibt Campe sechs kurze Gespräche als *Versuch einer leichten Entwicklung der ersten und einfachsten Begriffe aus der Gottes-, Seelen- und Sitten- oder Tugend-Lehre, in Gesprächen zwischen einer Mutter und ihrer sechsjährigen Tochter*.

Ich referiere über das ABC-Buch Campes so ausführlich, um zu verdeutlichen: Für das ABC-Lernen nach der Methode Campe sind vorrangig Männer zuständig. Der Lesestoff sind Fabeln, die eine eher männliche als weibliche Perspektive vergegenwärtigen. In den Übungstexten erscheint die Mutter in Dialogen vor allem dort, wo es um Gottes-, Seelen- und Tugendlehre geht. Hinzufügen kann man noch: Der Ausgabe von 1801 ist ein Bild beigegeben, das den Lehrer im Kreis seiner Schüler zeigt. (Dieses Bild be|14|findet sich auch in dem Inselbändchen, das Kittler benutzt). Übrigens richtete Campe auch ein Buch an sein einziges Kind: *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789).

Meine Schlußfolgerung: Ich kann das sicher sehr verbreitete ABC-Buch Campes in der Vorstellung eines Mutter-Diskurses, wie ihn Kittler beschreibt, nicht unterbringen. Kann man das nachgewiesenermaßen verbreitete Wirken von Hofmeistern (in der Regel Männer) und Lehren an öffentlichen Schulen so gering achten wie Kittler? Ein behaupteter Nexus zwischen Muttermund und Erziehungsbeamtentum (S. 82) kann meines Erachtens die Widersprüche nicht aufheben, die zwischen dem <angeblichen> Aufschreibesystem und den verfügbaren Quellen bestehen. «Leseunterricht aus dem Muttermund ist von vornherein erotisch» (132) bleibt eine der vielen Behauptungen, die man nur aufstellen kann, wenn man das Demonstrationsmaterial rigoros im Sinne einer (wie mir scheint) vorgefaßten Idee selektiert. Der Gedanke, daß das Andere (mit großes A) immer «das andere Geschlecht» sei (240) und daß der Universitätsdiskurs ein Frauendiskurs sei (243), mag reizvoll und geistreich erscheinen und an Gefälligkeit gewinnen, wenn man ihn mit dem Goldenen Topf und mit Wilhelm Traugott Krugs Schriften korreliert, aber vor dem historischen Befund der Zeit hat er meines Erachtens keinen Bestand. (Ganz abgesehen davon, daß das Andere (mit großem A) nach Lacans Vorstellung wohl nicht einfach das andere Geschlecht sein kann; aber um die konsequente Anwendung Lacanscher Theoreme geht es ja auch nicht.)

Ähnlich wie an Campes ABC-Buch ließe sich für das Aufschreibesystem von 1900 zeigen, in welchem Ausmaß die Aussagen auf einseitiger Textauslegung beruhen. Zunehmend pointierter wird das Aufschreibesystem 1900 als «schwachsinnig» charakterisiert: «Das schwachsinnige Aufschreibesystem über Schreiber ist also ... das Aufschreibesystem von 1900» (423). Auf S. 428 ist von der «Unmenschlichkeit» der «Aufschreibesysteme von 1900» (Plural!) die Rede. S. 431: «Literatur im Aufschreibesystem von 1900 ist

ein Simulakrum von Wahnsinn». S. 456: «Im Aufschreibesystem von 1900 hören Kinderschrecken nicht auf, sich aufzuschreiben.» S. 465: «Das Aufschreibesystem von 1900 widerruft die Freiheit schreibender Einbildungskraft.» S. 476: «Für Abfallverwertung von psychophysischem Unsinn braucht es keine Autoren; notwendig und hinreichend sind zufällige Einzel|15|fälle, die selber zum verwerteten Abfall zählen.» S. 482: «Jede Hirnphysiologie beschreibt zugleich die faktischen Diskursnetze von 1900». S. 507: «Was will das Weib? Im Aufschreibesystem von 1900 heißt die Alternative nicht mehr Mutterschaft oder Hysterie, sondern Maschine oder Zerstörung.» Auf alles weise Nietzsche voraus: «Überall also, wo der Einsiedler von Sils der allgemeinen Alphabethisierung in Vorzeiten zu fliehen scheint, bereitet er die Herrschaft des rätselhaften Buchstabens im Aufschreibesystem von 1900 vor», insofern nämlich, als «Topologie und Ökonomik von Signifikanten ... eine Sache eher von Ingenieuren als Renaissancephilologen» sind (S. 265). Feststellungen dieser Art sind nur möglich, wenn man sich nicht nur in sehr einseitiger Weise auf bestimmte Texte und Fakten stützt, sondern wenn man sie darüber hinaus auch einseitig interpretiert. Dazu nur einige Hinweise: Es wäre zu zeigen, was es rechtfertigt, bestimmte Äußerungen Nietzsches, wie etwa seine Aussage zur Schreibmaschine, auszuwählen und für die Epoche bzw. das Aufschreibesystem von 1900 zu verallgemeinern. Ich sehe auch nicht ein, worin die Berechtigung liegt, den Einzug des weiblichen Geschlechts in Schreibstuben mit weiblichem Schreiben im Sinne von Kreativität in Beziehung setzen. Unsinnstexte als «Diskursive Outputs von ZUFALLSGENERATOREN» (S. 285) anzusehen, heißt deren provokative Absicht mißverstehen, heißt verkennen, daß es im Aufschreibesystem von 1900 ein «Textbegehren» gibt, das Pseudotechnisches benutzt, um sich jenes Diskurses zu versichern, den Kittler leugnet oder nicht sieht, nämlich den der Einbildungskraft. Hofmannsthal's *Chandos-Brief* («man setze also getrost *Chandos* anstelle von *der Patient*», S. 302) bezeugt nicht den Sieg der Psychophysik, sondern ist das Plädoyer für eine Sprache, die einer ganzheitlichen Lebensvorstellung gemäß ist; der Brief formuliert nicht nur das Mißtrauen der Begriffssprache gegenüber, sondern führt auch «daseinsunmittelbare» Sprache vor. Ähnlich verwirrend sind Kittlers Aussagen zu dem, was er «Nervensprache» nennt. Den Komplex Nervensprache als «epochalen Code» (415) auszugeben und im Sinne von Abfallverwertung von psychophysisch gespeichertem Unsinn bzw. <als> «Simulakrum von Wahnsinn» (431) zu deuten, ist Ausdruck eines elementaren Mißver-

ständnisses. Es |16| genügt, einige Aufsätze des jungen Hofmannsthal zu lesen, um sich dessen bewußt zu werden. Ich denke an: *Das Glück am Weg* (1893), *Gabriele d'Annunzio* (1893/94), *Poesie und Leben* (1896), *Das Gespräch über Gedichte* (1903). Insbesondere aber ist zu denken an die vielen Dichtungen der Zeit, in denen Gebärden als Vergegenwärtigung größtmöglicher Unmittelbarkeit und Spontaneität des Lebens vorgestellt werden. Dieser Kontrast-Diskurs zu allem Technischen der Zeit ist in Kittlers Aufschreibesystem von 1900 offenbar nicht unterzubringen. Spürt der Verfasser nichts von der sensitiven Lust, die in diesen Texten liegt? Spürt er nichts von der Erotik der Gebärden, die diese Dichtersprache festhält? Die Duse, über die Hofmannsthal, Rilke und andere so fasziniert schrieben, hatte sicher nichts mit Schreibstuben zu tun. Darf man deshalb so tun, als hätte es sie nie gegeben?

Ich halte inne. Von Abschnitt zu Abschnitt drängt sich mir der Widerspruch von historischem Befund und der Darstellung auf, wie sie Kittler gibt. Es ist für mich kein produktiver, sondern ein ärgerlicher Widerspruch, weil ich von Seite zu Seite den Eindruck nicht loswerde, daß seine Schlußfolgerungen auf eine unvertretbar einseitige Auswertung von Texten zurückgeht.

Das Vorwort kennzeichnet die materialbegleitenden Ausführungen als «Kommentar» (S. XX). Das sind sie auch, aber nicht im Sinne historisch-philologischer Kommentierung, sondern eher im Sinne des französischen Wortes «essai»: freie Bewegung des Geistes aus Anlaß eines bestimmten Gegenstandes. Da kann Heterogenes und Exzessives nebeneinandertreten. Es stellen sich Gedankenverbindungen ein –, aber entsprechen solche Gedankenverbindungen auch immer den faktischen Zusammenhängen in der Zeit? Führen sie näher an sie heran? Ich habe erhebliche Zweifel daran.

Um <das> Grundproblem dieser Arbeit zu kennzeichnen, sehe ich mich versucht, jene Metaphorik zu benutzen, derer sich der Verfasser selbst bedient: Die Verkabelungen, die der Verfasser vornimmt, erweitern nicht einfach das Verbundnetz, sondern verschalten Gleichstrom- und Wechselstromsysteme ebenso wie Kreise ungleicher Stromstärken. Man fragt <sich>, warum dabei kein |17| Kurzschluß eintritt. Bleibt er deshalb aus, weil möglicherweise gar kein Strom fließt? Weil er in den (vermeintlichen) Regel- und Rückkopplungsschleifen verloren gegangen ist?

*

Auch die Art der Darstellung fordert zur Kritik heraus. Es gehört zu den Besonderheiten des Buchtyps *Kulturtechnik*, zu dem Kittler seine Arbeit zählt, daß <deren> Verfasser eine gewisse Lust am Provozieren und am selbstgefälligen Besserwissen in der Darstellung nicht verbergen. Das kann auch erfrischend wirken. Nicht selten aber vermittelt es den Eindruck von purer Arroganz. Die Überheblichkeit mit der auch in Kittlers Darstellung Erkenntnisse anderer beiseitegeschoben werden, ist der *Wissenschaftlichkeit* der Arbeit nicht notwendigerweise abträglich, aber sie ist ganz sicher auch nicht erkenntnisfördernd. Dort, wo eine Arbeit neue Einsichten evident zu machen versteht, versöhnt man sich als Leser leicht mit einer selbstgefälligen Darstellungsweise. Wenn sich aber Evidenz nicht einstellt, wird sie ärgerlich. Dennoch meine ich, daß der selbstgefälligen anmaßende Sprachgestus in die Beurteilung der Arbeit nicht eingehen darf; was ich im folgenden kritisiere, liegt auf anderer Ebene. Ein Sprachgestus, der sich im geistreich-verfügbaren Kombinieren gefällt, sollte allerdings auch nicht als Indiz für Richtigkeit oder gar höhere Wahrheit genommen werden.

Zunächst zur metaphorischen Terminologie: Im Vorwort schreibt Kittler, daß das technische Vokabular «zur Überführung philosophischer Theorien in historische Befunde» geeignet sei. Die Begriffe aus «Nachrichten-, Schaltungs- und Regelungstechnik auf Gegebenheiten der Literatur und Schriftkultur» würden in «möglichst großer Präzision und ohne metaphorische Einschränkungen» angewendet. Dieses Vokabular sei die einzige Sprache, die «die behandelten Sachverhalte weder rationalisiert noch idealisiert». Da sie |18| neutral, also z.B. weder philosophisch noch psychoanalytisch sei, habe sie den Vorzug, «Nachrichtensysteme auf ihren Bauplan hin auseinanderzunehmen» (S. XI). Im übrigen kann man darauf hinweisen, daß auch sonst in kulturtechnischen Darstellungen technische Metaphorik dazu verwendet wird, die technische Seite kultureller Erscheinungen deutlicher sichtbar zu machen. Dies geschieht insbesondere bei Deleuze/Guattari. Und in der Tat, diese Metaphorik macht es dem Leser leichter, sich das Gebotene vorzustellen. Aber macht sich der Leser anhand elektrotechnischer Metaphorik Vorstellungen, die einem Aufschreibesystem im Sinne Kittlers gemäß sind? Dazu nur eine Überlegung: Zur Elektrotechnik gehört wie zur gesamten Technik die Vorstellung strikter Kausalität, naturgesetzhafter Notwendigkeit <und die> Gewißheit des Eintretens geplanter Vorgänge. Im Gefolge des Poststrukturalismus setzt auch Kittler an die Stelle

von Kategorien wie Kausalität oder naturgesetzhafter Notwendigkeit die Kategorie der Kontingenz. Ich frage mich: Ist eine Metaphorik, die man aus Naturwissenschaft und Technik gewinnt und die für den Leser ihre naturwissenschaftlich-kausale Konnotation nicht ohne weiteres ablegen kann, für die Vergegenwärtigung von Kontingenz geeignet? Wie immer man sich als Verfasser entscheidet, von einer *wissenschaftlichen* Arbeit erwarte ich, daß sie nicht nur in wenigen Zeilen die Eignung des Vokabulars behauptet, sondern daß sie ihre Problematik reflektiert.

Wirklich störend ist für mich ein Jargon, der sich auch bei Lacan und bei anderen findet. Kein Wort erscheint in der Arbeit häufiger als das Wort *genau* (mit Steigerungsformen wie: *sehr genau*, *exakt*, usw. und semantisch ähnlich gelagerten Formulierungen wie: *ganz buchstäblich*, *selbstredend*, *nichts anderes*, *streng* usw.). Auf manchen Seiten (z.B. 427-29) erscheinen solche Formulierungen gehäuft. Wenn man genauer zusieht, stellt man fest, daß sie eigentlich nicht Genauigkeit meinen, sondern Sachzusammenhänge, deren kontingente Entsprechung dem Autor sehr wichtig ist. Fast wahllos greife ich Beispiele heraus: «An genau der Stelle oder genau an der Stelle einer psychiatrischen Behandlung, die nicht statthat, weil Brigge in einem Akt |19| das Große und die Salpêtrière flieht, kommt es zur Wiederkehr seiner Kindheit.» (S. 452) «An genau der Stelle, wo die Gottheit Autor verschwindet, erscheinen schreibende Frauen, so ungelesen wie irreduzibel.» (S. 494) «An genau der Stelle, wo die Hochzeit von Leier und Schreibmaschine ausbleibt, erscheint einmal mehr Drakula» (S. 516). Wie genau sind vermutete Leerstellen auszumachen? Hat man sich eine Diskursvernetzung topographisch so präzise vorzustellen, daß Ersetzungen dieser Art möglich sind? Andere Beispiele: «Er (Schreiber) darf im genauen Gegensatz zum produktiven Individuum einfach konsumieren, was von Signifikanten-Ketten für ihn <an> <sinnlichem Genusse abfällt» (S. 429). «In der genauen Mitte zwischen Schreibsklavine und wiss. Ass. finden sie einen universitären Platz (die berufstätigen Frauen)» (S. 504). «Ein Weinen, das um 1800 mit Schreiben streng synonym ist» (S. 238) oder: «Das ist nur logisch in einem Aufschreibesystem» (S. 459). Wie synonym sind Weinen und Schreiben wirklich? Welche Art von Logik kennen Aufschreibesysteme überhaupt? Wie genau können Nicht-Entsprechungen sein? Meine Fragen mögen beckmesserisch erscheinen. Es geht mir aber selbstverständlich nicht um das einzelne Beispiel, sondern darum zu zeigen, daß die Darstellung bis ins Detail nicht auf sachgerechte Explikation, sondern auf Suggestion aus

ist, auch auf die Suggestion von *Wissenschaftlichkeit*.

Es wäre nicht schwierig, Zitate über Zitate anzuführen, in denen Kittler nicht expliziert oder argumentiert, sondern suggeriert. Im Zusammenhang einer bestimmten Versuchsanordnung hört sich dies so an:

«Aber was an den Testergebnissen nicht physiologisch oder typographisch verwertbar ist, bleibt Abfall. Und zwar Abfall von solcher Buchstäblichkeit und solcher Menge, daß die Leute und auch jener 24-jährige dagegen Waisenknaben sind. Deshalb gibt es Psychoanalyse. Der Abfall, den die Psychophysik übrig läßt, wird durch Umsortieren decodierbar. Freuds Diskurs antwortet nicht auf individuelle Nöte; er referiert auf ein Aufschreibesystem exhaustiver Unsinnserfassung, um dessen Signifikantenlogik den Leuten einzuschreiben.» (S. 397)

Wie verfährt hier der Verfasser? Indem er die Nicht-Verwertbarkeit von Resten eines Testergebnisses als «Abfall» bezeichnet, macht er [20] die Sachaussage zur Deutung, ohne den Deutungsschritt zu begründen. Der zweite Satz macht Aussagen über Menge und Charakteristik des «Abfalls», die nicht weiter präzisieren, sondern die Vorstellung des Lesers eher ins Vage und Offene lenken. Was ist das, wogegen die Leute usw. Waisenknaben sind? Der dritte Satz («Deshalb gibt es Psychoanalyse») formuliert eine Schlußfolgerung. Das Wort «deshalb» erweckt den Anschein von Stringenz und innerer Evidenz, ohne diesen Anspruch wirklich zu erfüllen. Auch die Sätze, die nachfolgen, leisten dies nicht. Dieses Beispiel zeigt, was die Darstellungsweise der ganzen Arbeit charakterisiert: In Sätze, die sich als Beschreibung geben, wird ein Vokabular einmontiert, das zum einen wertet und zum anderen mithilfe diskursanalytischer Terminologie Signale setzt. Zwischen solche Sätze werden einfache, apodiktisch formulierte Aussagen gestellt, die den Anschein von Schlußfolgerungen erwecken, es aber nicht sind. Diese Aussagen sind von großer Allgemeinheit und deshalb vielfach beziehbar. In der unmittelbare[!] Nachbarschaft von Sachmitteilungen und diskursanalytischen Vokabeln vermitteln sie den Eindruck, als bestünden zwingende Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen. Was sich in dieser Darstellungsweise äußert, ist ein Denk- und Schreibstil, der nicht auf Überzeugung, sondern auf Verlockung (auch dies ein Begriff der Diskursanalyse) aus ist, dem es nicht auf Beweise für Wahrheit ankommt, sondern auf die Suggestivkraft der Kombinatorik. Traditionellerweise wird diese Art Suggestivkraft der sogenannten schönen Literatur zugeschrieben. Tendenzen der Literarisierung der Litera-

turwissenschaft sind nicht neu. Sehr häufig tritt allerdings *Wissenschaftlichkeit* in dem Maße zurück, in dem eine Literarisierung der wissenschaftlichen Darstellung um sich greift. Es ließe sich zeigen, daß in Kittlers Arbeit dort, wo sie es dem Leser schwersten macht zu folgen (im ersten und im letzten Abschnitt), die Ausführungen noch mehr als sonst auf suggestiver Kombinatorik beruhen. Diese besondere Art des Schreibens erklärt, warum von Kittlers Arbeit eine gewisse Faszination (Verlockung) ausgeht, sie erklärt aber auch, warum sich in zu vielen Abschnitten Evidenz für den Leser nicht einstellt. [21]

Um Mißverständnisse zu vermeiden: Man konnte sich gewiß darüber verständigen, daß beim Versuch, literarische Texte zu deuten, eine gewisse Suggestivkraft der Darstellung für ein umfassenderes Verständnis hilfreich sein kann – allein von guten Formulierungen geht ja schon eine gewisse suggestive Wirkung aus –; Suggestivkraft kann aber die Grundvoraussetzungen von *Wissenschaftlichkeit* (z.B. Begründung der Textauswahl, nicht verzerrende Deutung der Quellen, Stringenz und Evidenz der Darstellung) nicht ersetzen. Dies aber geschieht in Kittlers Arbeit.

Es bleibt hinzuzufügen, daß die Frage nach Aufschreibesystemen und die Anwendung diskursanalytischer Kategorien keineswegs eine Darstellungsweise zur Folge haben muß, wie Kittler sie praktiziert. Es gibt eine Reihe von diskursanalytischen Untersuchungen (G. Neumann, H. Galle[!], J. Hörich[!] u.a.) die die elementaren Voraussetzungen von *Wissenschaftlichkeit* (Textkorpus, Deutung) nicht mißachten und sich nicht einer Darstellungsweise bedienen, die der Vermittlung von Forschungsergebnissen mehr im Wege steht, als daß sie sie fördert.

Die beschriebenen Mängel betreffen – wie gesagt – die Durchführung bzw. die sachlichen Voraussetzungen dafür, daß Aussagen zustandekommen, die als *wissenschaftlich* gelten und Evidenz-Erkenntnisse vermitteln. Nun muß man sich fragen, ob eine Arbeit wie die Kittlers nicht trotz dieser Mängel scharfsinnige Einsichten formulieren und zu beachtenswerten Ergebnissen führen kann, ob sie nicht den großen, genialen Wurf darstellt, der kleinlichen Kriterien von *Wissenschaftlichkeit* entraten und auf das meiste von dem verzichten kann, was sonst *Wissenschaftlichkeit* charakterisiert. Ich kann zu diesem Urteil nicht kommen. Ich halte die Aussage der Arbeit im ganzen für falsch. Das Aufschreibesystem von 1800 ist nicht ein Mutter-Diskurs und das von 1900 nicht ein Maschinen-Diskurs. Man könnte vermutlich zeigen, daß es um 1800 einen Mutter-Diskurs und um 1900 einen Maschinen-Diskurs – als Elemente ei-

nes umfassenderen Aufschreibesystems – gegeben hat, doch dies ist gerade nicht das Thema der Arbeit, wäre es dies, so müßten wohl der Ort [22] und das Gewicht dieser Diskurse im jeweiligen Aufschreibesystem sichtbar gemacht werden. An einer solchen Fragestellung ist aber Kittler offensichtlich nicht interessiert.

*

Die Erwartung, die Arbeit müsse vorzeigbare Ergebnisse formulieren, wehrt Kittler in seiner Vorrede ab (so S. XX). Kann ein fortlaufender «Kommentar» zu Texten, deren Auswahl nicht begründet wird, greifbare Ergebnisse ersetzen? Selbst wenn man das Vorgeführte als Ergebnis der Arbeit akzeptiert, bleibt offen, warum der Verfasser mit der Feststellung bestimmter Diskursnetzungen von 1800 und 1900 (wie immer überzeugend sie sind) aufhört weiterzulegen. Was bedeutet die Tatsache der so beschriebenen Aufschreibesysteme? Können sie der Literaturwissenschaft als Suchformeln bei Textanalysen dienen? Was an den Texten erschließen sie? Erschließen sie mehr als die Tatsache, daß der jeweilige Text den Mutter- oder Maschinendiskurs realisiert? Mit Fragen dieser Art sollte die Arbeit den Leser nicht zurücklassen.

Aber auf den Leser nimmt die Arbeit auch sonst keine Rücksicht. Ich sehe in der fehlenden Bereitschaft des Verfassers, sein Vorgehen zu erklären und zu begründen, nicht eine Stärke, sondern eine Schwäche. Daran ändert auch das nachgereichte Vorwort nichts Entscheidendes. Es beschreibt zwar den Untersuchungsgegenstand, die Fragestellung und die Verfahrensweise in groben Umrissen, aber es führt nicht wirklich zur Arbeit hin. Vieles, was das Vorwort in Aussicht stellt, löst sie nicht ein, oder sie realisiert es anders, als der Leser erwarten konnte. So spricht das Vorwort davon, daß Funktionszusammenhänge sichtbar gemacht werden, und zwar im Sinne soziokultureller Lenkungstechnik (S. XI, XII). Was dann in der Arbeit an Soziokultur erscheint (Lehrinstitutionen, neue Medien, Untersuchungsverfahren usw.), bleibt weit hinter dem zurück, was die Soziologie an Erkenntnis [23] nissen und an Problemverständnis verfügbar hält. Es drängt sich die Frage auf, was Kittler unter «Soziokultur» eigentlich versteht; aber diese Frage wird nirgends geklärt. Das Vorwort läßt ferner erwarten, daß «Innovationsschübe» (S. VII) beschrieben und die «Systemstelle von Literatur» zu einer bestimmten Zeit (S. XII) nachgewiesen wird u.a.m. Die Arbeit bewegt sich dann im Bereich von Mutter- und

Maschinendiskurs, d.h. von Aufschreibesystemen von so großer Allgemeinheit (trotz ihrer verzerrenden Einseitigkeit), daß es dem Leser schwer fällt, das Innovative und die gesuchte Systemstelle auszumachen. Auf S. XIX ist von «strikt synchronen, aber unterschiedlichen Diskursen» die Rede. Die Darstellung selbst operiert indessen vorwiegend mit Begriffen wie *der* Diskurs, *das* Aufschreibesystem usw. von 1800 bzw. 1900. Man gewinnt den Eindruck, daß jeder Diskurs im synchronen System das Unterscheidende, aber auch das Umfassende sein kann. Ich könnte fortfahren, auf Unstimmiges, Ungereimtes und Unabgeklärtes hinzuweisen. Trotz Vorwort bleiben die grundsätzlichen Fragen unerörtert. So zum Beispiel auch die Frage nach dem, was das Ästhetische im Aufschreibesystem bedeutet. Sind wirklich alle Daten des Aufschreibesystems gleichwertig? (S. XX). In Wirklichkeit meint dies der Verfasser wohl auch nicht. Seine eigenen Interpretationen literarischer Werke zeigen die ungleich größere Dichte und die reicheren Perspektiven künstlerisch überformter Texte. Dennoch postuliert das Vorwort, daß die «Texte auf der Ebene ihrer puren Existenz» (S. II) behandelt werden; gibt es diese «pure Existenz» der Texte überhaupt? Von einer Untersuchung, die alle erprobten Arbeitsverfahren weit hinter sich zurückläßt, erwarte ich, daß sie die Voraussetzungen des eigenen Tuns kritisch und das heißt in seinen Möglichkeiten, Vorzügen und Grenzen, gegebenenfalls auch in seinen Widersprüchen, bedenkt und nicht – wie im Vorwort – das Vorgehen postulierend benennt. Ich meine nicht, daß dieses «Bedenken» in in einem längeren theoretischen Aufriß geschehen muß. Es gibt viele Möglichkeiten zu erkennen zu geben, daß man der kritischen Prüfung der eigenen Arbeit nicht ausweicht. [24]

Ich möchte kurz erläutern, warum ich meine, daß sich der Verfasser einer poststrukturalistischen Arbeit, die (nach eigener Aussage, S. X) über Deleuze/Guattari und Derrida hinausgeht, in besonderer Weise Fragen, wie ich sie stelle, gefallen lassen muß und warum man – und dies nicht nur im Rahmen eines Habilitationsverfahrens – von ihm erwarten kann, daß er sich damit erkennbar auseinandersetzt. Ich meine folgendes: Wenn das Sprechen über die Kontingenz von Gegenständen auf eine Art und Weise geschieht, die Kontingenzhaftigkeit selbst zum Ausdruck bringt d.h. die die Aufkündigung von Kausalitäts- und Stringenz-Denken in der Darstellung selbst vorführt, dann muß sie die traditionellen Kriterien von Wissenschaftlichkeit außer Kraft setzen. Was ich Suggestivkraft genannt habe, ist dann wohl das der Kontingenz adäquate Medium

der Vermittlung. Die Darstellung Kittlers legt diese Annahme nahe. Das Vorwort mit dem Hinweis auf «Positivismus» und «Historie» entkräftet sie nicht. Damit ist gesagt, daß eine Arbeits- und Darstellungsweise, wie Kittler sie in der Nachfolge der poststrukturalistischen Schule praktiziert, die Möglichkeit von Erkennen überhaupt in Frage stellt. Dies jedenfalls ist die Konsequenz einer strikten Anwendung der Postulate, die Deleuze/Guattari und Derrida aufstellen und die Kittler m.E. erfüllt. Für Deleuze/Guattari sind es nur die Einschreibeflächen eines Ich, denen

«der Status eines Subjekts zukommt. Ein seltsames Subjekt ist es, bar jeder festen Identität, fortwährend auf dem organlosen Körper an der Seite der Wunschmaschinen umherirrend, definiert durch das, woran es am Produkt teilhat, überall als Gratifikation ein Werden oder eine Verwandlung erhaltend, aus Zuständen geboren, die es konsumiert, und einem jeden Zustand zurückgegeben.» (Deleuze/Guattari, 1974, S. 23f)

Folgerichtig kann das Ich des Verfassers kein substantielleres Subjekt sein als das des Untersuchungsgegenstandes. Was für diesen gilt, kann für ihn nicht unzutreffend sein. Wenn man für die Beschreibung von Aufschreibesystemen davon ausgeht, daß sich dem universellen Fließen zwischen verschiedenen Polen gegenüber die klassischen Begriffe Mensch und Natur, Ursache [25] und Wirkung, Subjekt und Objekt, Zweck und Prozeß als inadäquat erweisen, dann hat dies auch für den Diskurs des Verfassers Geltung. Wenn die extremeren Varianten der poststrukturalistischen Diskursanalyse, denen Kittlers Arbeit folgt, darauf beharren, daß die «Subjekte» weder etwas Kohärentes noch etwas Substantielles verkörpern, sondern Diskurse artikulieren, die anonyme Institutionen oder Strukturen in sie eingeschrieben haben, kann man nicht umhin Fragen zu stellen wie diese: In welchem Sinn ist ein Geschriebenes, das sich als Habilitationsschrift erklärt, subjektiv und substantiell? Hat die Art und Weise, auf die das Geschriebene gewonnen wird, etwas mit Erkennen zu tun? Soll es das noch sein? Ist dieses Geschriebene intersubjektiv vermittelbar? <Will> es das noch <sein?> Der Leser würde gerne wissen, wie Kittler zur Aporie eines Ansatzes steht, der – konsequent verfolgt – sich selbst außer Kraft setzt. Kittler klärt diese möglichen und vielleicht doch unvermeidlichen Konsequenzen seines Ansatzes nicht, sondern stellt einen Diskurs vor, der so tut, als wäre er subjektiv gefestigter, als es die Diskurse sind, die er beschreibend vergegenwärtigt. Die Aporie des Ansatzes macht m.E. den Versuch, Aufschreibesysteme zu erkunden nicht hinfällig

und die Analyse von Diskursen nicht überflüssig. Aber die Klärung der Frage – pointiert gestellt –: Wer spricht hier? Kittler – oder Das Andere? – hätte, wie ich meine, dazu führen können, daß die Arbeit nicht so weit ins Extreme driftet, wie dies der Fall ist.

Die sehr ungewöhnliche Arbeit Kittlers hat mich als Gutachter in ungewohnter Weise herausgefordert, nicht nur Sachkritik zu äußern, sondern auch grundsätzlich Stellung zu nehmen. Mein abschließendes Urteil formuliere ich – zugespitzt in der sprachlichen Fügung, nicht aber in der Sache – mithilfe einer Begriffsprägung Wittgensteins: Das Habilitationsverfahren hat die Geltung des Sprachspiels (Wittgenstein) *Wissenschaft* zu gewährleisten. Die vorliegende Habilitationsschrift realisiert m.E. nicht das Sprachspiel *Wissenschaft*, sondern das [26] Sprachspiel *Kittler*. Die Kommission und der Gemeinsame Ausschuß werden zu entscheiden haben, ob mit der Anerkennung der vorliegenden Arbeit als Habilitationsleistung im Sinne der Habilitationsordnung das Sprachspiel *Kittler* als ein *wissenschaftliches* ausgewiesen werden soll.

10

OHNE NAMEN

ohne Datum

KOMMISSIONS-GUTACHTEN
zu Friedrich A. Kittlers Habilitationsschrift
«Aufschreibesysteme 1800/1900».

I.
Was ist die Fragestellung von Kittlers Arbeit?

Kittler fragt nach der historischen Eigenart und Funktion von Aufschreibesystemen sowie nach Eigenart und Funktion der Literatur innerhalb dieser Systeme. «Aufschreibesystem» meint den Funktionszusammenhang der Instanzen und Verfahrensweisen, welche die Schriftkultur konstituieren. Die Fragestellung gilt sowohl der Praxis wie vor allem der Grammatik dieser Instanzen und Verfahrensweisen. Es sind:

1) Instanzen und Verfahrensweisen, welche die technische Herstellung, Vervielfältigung und Verteilung schriftlicher Mitteilungen regeln (Handschrift, Schreibmaschine, Typographie usw.).

2) Instanzen und Verfahrensweisen, die den Zugang zur Schriftkultur bestimmen, indem sie Lese- und Schreibfähigkeit, Formulierungs- und Verständnisvermögen in bewußter Rückkoppelung oder ohne bewußte Rückkoppelung an den ursprünglichen Spracherwerb (Sprechen, Hören) vermitteln (Lehrerbildung, Schule, Universität usw.).

3) Instanzen und Verfahrensweisen, die das Funktionieren von Sprechen, Hören, Schreiben, Lesen erforschen.

4) Instanzen und Verfahrensweisen, durch die zur Veröffentlichung bestimmte schriftliche Mitteilungen produziert werden (Autor, Autorschaft).

5) Instanzen und Verfahrensweisen, durch die solche Mitteilungen konsumiert werden (Publikum).

Bei 4) und 5) ist vorausgesetzt, daß das Produzieren und Konsumieren innerhalb je spezifischer Subsysteme

und Bezugsrahmen erfolgt (Literatur, Philosophie, Wissenschaft). |2| Bei 1) bis 5) ist vorausgesetzt,

a) daß alle diese Instanzen und Verfahrensweisen einander wechselseitig beeinflussen (Modellvorstellung der Regelkreise: Rückkoppelung; keine Kausalität!),

b) daß das Aufschreibesystem von 1900 in Funktion und Verfahrensweise abhängig ist von anderen Medienbereichen (Grammophon, Radio, Film, Fernsehen).

Diese Fragestellung ist durchaus neuartig, denn:

Die literaturwissenschaftliche Hermeneutik fragt nach Sinn und Ausdruck von Werken der Literatur.

Die Kommunikationstheorie entwirft deskriptiv oder programmatisch Idealmodelle von Kommunikation überhaupt (Sender – Empfänger; rationaler Diskurs).

Die Diskurstheorie (Foucault, Derrida) fragt zwar – und hier knüpft Kittler an – nach der Historizität der Diskurse aber sie fragt nicht – wie Kittler es tut – zentral nach der Eigenart der Literatur im Diskurssystem. Sie geht ferner nicht – wie Kittler es tut – auf empirische Befunde zurück. Foucault und Derrida nehmen auch je spezifische historische Regeln der Diskurssysteme als rational bzw. philosophisch ableitbar, Kittler nimmt sie als positiv gegeben bzw. entworfen (hier haben sein Anspruch auf Positivismus und seine Behauptung von Kontingenz ihren Ort. Er meint nicht Kontingenz im Funktionieren der Systeme – dann hörte in der Tat Wissenschaft auf –, sondern, von den Systemen her gedacht, Kontingenzen in den Voraussetzungen dieser Systeme). Kittler gewinnt die Regel<n> an Lese- und Schreibsituationen in den literarischen Werken, in Programmen und in der Praxis selbst – etwa im Schul- und Universitätsunterricht, in der Verfahrensweise der Psychoanalyse, im physiologischen Experiment. Der vergleichende Blick auf solche Situationen ist wegweisend und insofern methodisch fruchtbar, als er – in der Situation – einen gemeinsamen Bezugspunkt von explikatorischen Texten, fiktionalen Texten und Praxis findet. |3|

Bei der Untersuchung von Lese- und Schreibsituationen stellt sich Kittlers Arbeit vier Ansprüchen:

1.) Die Situation muß in programmatischen Texten nachgewiesen und rekonstruiert werden (Beispiel: Fibel).

2.) Die Situation muß als praktisch realisiert nachgewiesen werden, sei es im institutionellen, sei es im persönlichen Raum (dafür dienen Vorschriften, Organisations- und Administrationsstrukturen, biographische und autobiographische Zeugnisse).

3.) Die Situation muß als produktiv erwiesen werden, indem gezeigt wird, daß sie Aussagen (Theoreme) oder

auch Aussagebedingungen wissenschaftlicher (philosophischer) Disziplinen bestimmt.

4.) Die Situation muß sich inhaltlich und als strukturbestimmender Faktor in literarischen Texten nachweisen lassen.

Dieser vierfache Anspruch ist das Gegenteil der Lizenz zu freier und unverbindlicher Assoziation.

Kittlers Fragestellung führt insgesamt und speziell in seinem Umgang mit Literatur zu einer methodischen Perspektivik, die, wie jede methodische Hinsicht, auch entsprechende Ausblendungen mit sich führt:

1. Im Hinblick auf Literatur thematisiert Kittler lediglich das Moment ihrer Selbstreflexivität in bezug auf das Aufschreibesystem, dem sie angehört. Am Beispiel: An Goethes «Faust» untersucht er nicht das Ganze des Werkes und das von ihm entworfene Weltbild; er untersucht nicht den Beitrag der von ihm analysierten Szenen zu diesem Ganzen und seinem Weltbild; er untersucht vielmehr, was diese Szenen über Autorschaft, Leser und Lektüre, Wort und Sinn sagen. Da allerdings, wo die Werke als ganze vom Aufschreibesystem handeln, entstehen brillante Gesamtanalysen (»Der goldne Topf«). [4]

2. Kittler thematisiert ebenfalls nicht, wie und wo Instanzen des Aufschreibesystems überhaupt und allgemein als Inhalte literarischer Werke auftauchen, sondern nur, wie und wo sie in ihrer Eigenschaft, solche Instanzen zu sein, in den Blick kommen. Am Beispiel: Kittler fragt nicht nach dem Thema «Vaterland» in der Dichtung, aber er fragt nach dem Staatsbeamten Lindhorst im «Goldnen Topf» in seiner Initiationsfunktion für das poetische Schreiben des Anselmus. Kittler fragt nicht nach der Frau als Heldin der Werke (etwa Mutter Wolffen im «Biberpelz»), aber er fragt nach der Rolle der Serpentina im «Goldnen Topf» beim poetischen Schreibakt des Anselmus. Auch wo es bei Kittler um den Poeten geht, geht es nicht um dessen Weltverhältnis oder seine Stellung in der Gesellschaft, sondern um das Verhältnis zu Lesen und Schreiben, zu Lesern und anderen Schreibern.

3. Da Kittler Literatur als Instanz im Aufschreibesystem analysiert, muß er durchgehend Sachverhalte aufeinander beziehen, die für etablierte und fachspezifische Fragestellungen kaum in Relation zueinander zu stehen scheinen oder unwichtig oder kurios wirken. Umgekehrt muß er Sachbereiche, die in sich selbst in Kohärenz und Umfang bekannt sind, in Umfang und Kohärenz unerörtert lassen. Am Beispiel: Kittler fragt nicht vom «Goldnen Topf» aus nach dem Bild des Poeten in der Romantik, sondern er

fragt: was hat das Schreiben des Anselmus mit den Lese- und Schreiblehrmethoden und -theorien der Zeit zu tun. Er fragt nicht nach der Stellung von Benns «Rönne»-Novellen im Expressionismus, sondern nach ihrem Verhältnis zur psychiatrischen und experimentalpsychologischen Auffassung und Erf{ahrung}<orschung> von Sprache.

4. Gleichermaßen bedingt Kittlers Perspektive seinen Umgang mit der Forschungsliteratur. Er braucht sich nicht mit der gesamten «Faust»-Literatur, nicht einmal mit ihren Haupttendenzen auseinanderzusetzen; er stützt sich aber auf die großen Darstellungen der Geschichte der Pädagogik und des Schulunterrichts, aus denen z.B. hervorgeht, daß [5] Campe gewiß ein einflußreicher Popularphilosoph, Stephani aber der maßgebliche Methodiker der im Unterricht der Zeit bahnbrechenden Lautiermethode war. Aufgrund der Kenntnisnahme der einschlägigen Fachliteratur ist Campe eine Randfigur in Kittlers Werk, der Reformator Stephani aber zentral. Der interdisziplinäre Rahmen von Kittlers Fragestellung begründet im übrigen nicht nur ein Selektionsprinzip in seiner Literatur- und Materialbenutzung. Er machte auch die Erschließung eines ungewein breiten und verschiedenartigen Materials sowie der zugehörigen Forschungsliteratur notwendig. Kittler hat hier neben Fleiß und Genauigkeit einen ausgesprochenen Spürsinn gezeigt und entlegene Funde gemacht (z.B. Skinner über Gertrude Stein).

5. Da Kittler nach Innovationsschüben im System fragt und nicht Autor-, Literatur- oder Kulturgeschichte schreibt, richtet er seinen Blick selektiv auf das je Neue, nicht auf das Überdauernde und auch nicht auf die Art und Weise, wie Neues und Überdauerndes individuell und epochal sich verschichten. Am Beispiel: Er fragt nicht nach Georges Stellung in der auf Klopstock zurückgehenden Tradition, nach der sich der Dichter als Hohepriester einer Gemeinde der Eingeweihten versteht, sondern er fragt nach der Korrespondenz seines Schreibens und seiner Schrift mit zeitgenössischen typographischen, schreibmethodischen, schreibtechnischen Praktiken und Techniken und nach dem Niederschlag der neuen Konkurrenz der Medien im Schreiben Georges. Er fragt, warum Sprache bei George als ein Tresor gedacht wird, aber nicht, warum dieser Tresor «Born» heißt

6. Ebenso führt Kittlers Frage nach Innovationsschüben zur Ausblendung der Frage nach historischen Entwicklungen. Kittler legt vielmehr zum Zweck der systematischen Kontrastierung da, wo er – natürlich aufgrund eines historischen Gesamtüberblickes – Innovationsschübe ansetzt, Querschnitte. [6]

II

Was ist das Ergebnis von Kittlers Arbeit?

Kittler kommt zu sachlichen Ergebnissen, die weithin schon als Einzelergebnisse ein großes Gewicht haben (so die Ausführungen zu E.T.A. Hoffmann, zu Kafka oder zu Rilkes «Malte Laurids Brigge»). Entscheidend aber ist, daß seine methodische Hinsicht einen wichtigen Funktionszusammenhang erstmalig ins Licht rückt. Seine Arbeit ist darin bahnbrechend und bliebe es selbst bei Einzelirrtümern. Sie schafft die Basis für weitere Arbeiten in dieser methodischen Richtung und erbringt zugleich wichtige Gesichtspunkte auch für literaturwissenschaftliche Arbeiten, die unter anderen methodischen Aspekten stehen. Für die inhaltliche Charakteristik dieser Ergebnisse wird auf die positiv votierenden Gutachten verwiesen und hier nur stark verkürzend zusammengefaßt:

Kittler vermag zu zeigen, daß sich um 1800 und um 1900 neue Aufschreibesysteme konstituieren. Ihre Neuigkeit besteht nicht nur darin, daß die Instanzen in Eigenart und Funktion neu bestimmt werden, sondern auch darin, daß neue Instanzen für das Aufschreibesystem konstitutiv werden und damit das Gesamtsystem verändern.

Das System 1800 ist bestimmt durch Pädagogik, Dichtung und philosophische Hermeneutik. Der axiomatische Punkt des Aufschreibesystems 1800 ist die Instanz Mutter, die außerhalb des Aufschreibesystems bleibt, aber es begründet. In ihr ist gesetzt, daß Seele und Sinn mehr sind als die Sprache, die doch das wichtigste Medium für die Mitteilung von Seele und Sinn ist. Pädagogik und Schulunterricht haben zum Idealziel für Knaben die Entwicklung eines Lesens, das Seele und Sinn hinter den Wörtern und über sie hinaus versteht, und eines Schreibens, das Seele und Sinn jenseits der Sprache vernehmlich macht. Solches Verstehen terminiert in philosophischer Hermeneutik, solches Schreiben in Autorschaft. Für Mädchen ist das Idealziel die Erziehung zu einer sympathetischen Einfühlung in Seele und Sinn, die Frauen zum Publikum und die Frau wiederum |7| zur Instanz bildet, in der Seele und Sinn wohnen und Autoren sprechen machen.

Der axiomatische Punkt des Aufschreibesystems 1900 ist die technisch gedachte und hervorgebrachte binäre Opposition von schwarz und weiß, weißem Rauschen und kleinster Informationseinheit. An die Stelle der Hermeneutik treten im Aufschreibesystem 1900 Psychiatrie, Hirnforschung, Psychoanalyse und Experimentalpsychologie, deren Gemeinsames darin besteht, daß sie, statt

nach Sinn und Seele, nach dem Funktionieren bzw. Nichtfunktionieren von Informationsvorgängen, nach Informationssignalen und nach Medientransposition fragen. Wo das System von 1800 Seele und Sinn in Sprache überführen will, sieht man im System 1900 Entsprechungen von Daten, bei denen z.B. sprachliche Zeichen für Nervenreize, Sätze für Triebregungen stehen. Erst im Rahmen dieses gemeinsamen Rasters beginnen die Differenzierungen. Im Aufschreibesystem 1800 ist Dichtung Seelensprache, eine Zentralinstanz des Systems. Im Aufschreibesystem 1900 wird Literatur, soweit sie vom Aufschreibesystem spricht, polyfunktional. Sie kann von der Buchstäblichkeit des Schreibens, der Wirklichkeit des Wortes, der Kombinatorik der Zeichen, vom Funktionieren von Information sprechen – bis zu der extremen Konsequenz, daß sie von nichts anderem mehr spricht; und sie kann sprachliche Korrelate von Daten produzieren, wie sie von den Fragestellungen und Experimentalanordnungen der oben genannten Wissenschaften konstituiert worden sind – bis zu der extremen Konsequenz von Sinnlosigkeit.

Das Aufschreibesystem 1800, das Kittler aus seinen Quellen erschließt, erscheint gleichzeitig mit den realhistorischen Umbrüchen, die Alteuropa in die moderne Industriegesellschaft verwandeln, und mit den großen epistemologischen Neuansätzen (Entstehung des historischen Bewußtseins, Entdeckung des Lautlichen in der Philologie usw.), die allgemein bekannt sind. Koselleck hat für einen solchen Umbruch den Begriff der «Sattelzeit» geprägt. Mit der Feststellung der zweiten Zäsur und der Etablierung des Aufschreibesystems 1900 trifft Kittler einen wunden Punkt der Forschung, der sich umfassend als Ungewißheit formulieren läßt, wie und wo das 19. und 20. Jahrhundert |8| voneinander geschieden sind. Die Literaturwissenschaft geht weithin davon aus, daß die in der Goethezeit etablierten literarischen Kriterien (Ausdruckshaltung, Seelensprache, Spontaneität, Originalität, innere Form usw.) bis heute maßgebend sind. Zugleich besteht ein vages Unbehagen angesichts von literarischen Erscheinungen, die nicht in dieses Bild passen. Kittlers Arbeit ist geeignet, dieses Unbehagen abzuschaffen mit dem Nachweis, daß alle diese Erscheinungen zum Aufschreibesystem 1900 gehören, das sich über das System 1800 schiebt. Damit erklärt Kittler nicht die gesamte Buchproduktion um 1900; nicht einmal die gesamte belletristische Produktion; er weist vielmehr an vielen Texten namhafter Autoren nach, daß sie an einer neuen Schreib- und Leseprogrammatisierung Anteil haben.

III.

Bleibt am Ende die Frage nach den Gründen, die das Urteil über Kittlers Arbeit derartig kontrovers machen – bis zum Zweifel, ob sie sich überhaupt einem wissenschaftlichen Anspruch stellt, während auf der anderen Seite Kittler als Wissenschaftler schon vor der Habilitation hohe Anerkennung erzielt hat. So war er als Gastprofessor in Berkeley und Stanford tätig, ist eines der sieben nichtfranzösischen Mitglieder des provisorischen Leitungskollegiums des Collège International de Philosophie in Paris und hat die Aufforderung erhalten, auf dem nächsten {internationalen} Germanistentag eines der Hauptreferate über Methodenprobleme zu halten. Die Gründe für den Dissens in der Beurteilung dürften in folgendem liegen:

1. Kittler schreibt im allgemeinen mit großer Prägnanz und Stringenz. Allerdings ist seine Terminologie oft eigenwillig und wird, obwohl immer begründet, ohne explizite Begründung eingeführt (so Dichtung 1800, Literatur 1900). Bei einem durchgehend hohen Abstraktions- und Verdichtungsgrad kristallisiert sich seine Argumentation häufig in Metaphern und Sentenzen. Das ist ein legitimes Mittel wissenschaftlicher Prosa, aber ein gefährliches. Man kann Kittler einen Strick drehen mit dem Hinweis auf Manierier|g|heiten und vereinzelt Schiefheiten, Provokationen, Zuspitzungen und Insider-Anspielungen, die zweifellos in sehr vielen sehr viel schlechter geschriebenen Büchern fehlen. Der Zusammenhang liefert übrigens fast immer den Hinweis, der überraschende oder befremdende Formulierungen erläutert. So spricht Kittler von der Unmenschlichkeit der Aufschreibesysteme von 1900 im Blick auf ihre Orientierung an technischen Medien (S. 428); er identifiziert das Aufschreibesystem von 1900 als wahn-sinnig in dem Sinne, daß der geistesranke Schreiber mit dem Scharfsinn des Wahnsinns die signifikanten Momente des Aufschreibesystems von 1900 erfaßt hat, ohne es zu wollen.

2. Kittler ist etwas widerfahren, was beim Vorstoß zu neuen wissenschaftlichen Sehweisen sehr häufig ist. Er hat sie in seiner Habilitationsschrift weitgehend verabsolutiert. Von hier kommt die Energie des Fragens, die seine Arbeit so ertragsreich und anregend macht; hier gibt er sich aber auch Angriffsflächen, die bravere Arbeiten mit Leichtigkeit vermeiden. Seine Fragestellung wirkt wie ein Suchscheinwerfer im abgeblendeten Raum; sie leuchtet nicht flächenhaft aus. Leider hat Kittler erst im nachhinein auf Anforderung der Kommission eine hervorragend

klar und flüssig geschriebene Einleitung vorgelegt, welche die methodischen Vorentscheidungen und Implikationen als solche kenntlich macht. Es ist dagegen höchst provokativ, daß in der Habilitationsschrift selbst häufig, ja fast durchgängig als verabsolutierte Sachaussage erscheint, was die Einleitung als Ergebnis methodischer Perspektivierung erkennen läßt. Der Verzicht auf die Ursachenfrage wird dann zur Kontingenz; der Verzicht auf die Kontinuitätsfrage zum Fehlen von Kontinuitäten; der Verzicht auf die Sinnfrage gibt sich als deren Erledigung. Es entstehen Scheinalternativen wie kritische Wahrheit der Literatur versus Funktion der Literatur usw.

3. Es darf nicht unbedacht bleiben, daß Spitzen von Kittlers Argumentation die Universität im allgemeinen, die Geisteswissenschaften insbesondere und damit zugleich im vorhinein |10| die Urteilsmaßstäbe einer philosophischen Fakultät infragestellen. Das geschieht nicht obenhin, sondern in Vertrautheit mit der philosophischen Tradition bis zu Heidegger. Das ist ebensowenig Willkür, sondern folgt aus einer Fragestellung, die sich eben auch auf die Institutionen bezieht, die an der Ausformung der Aufschreibesysteme beteiligt sind. Ohne daß hier erörtert werden könnte oder müßte, wieweit diese Spitzen durchgehend à la lettre zu nehmen sind oder wieweit ihre Sprengkraft der eben ausgeführten Tendenz Kittlers zur Verabsolutierung eines methodischen Ansatzes entspringt, kann doch mit aller Entschiedenheit und Verantwortung behauptet werden, daß diese Thesen stark begründet und von solcher Tragweite sind, daß das Fach von ihrer Diskussion im Rahmen der universitären Öffentlichkeit nur profitieren kann. Dorthin gehört sie aber auch und nicht in ein Prüfungsgremium. Eine Kommission, deren meiste Mitglieder – der Situation der Geisteswissenschaften in Deutschland entsprechend – eine Spielart hermeneutischer Wissenschaftsauffassung vertreten, muß extreme Schwierigkeiten haben, über eine Arbeit zu entscheiden, die Hermeneutik nicht als Erklärungsverfahren, sondern als Pendant von Dichtung begreift. Es sollte aber nicht dahin kommen, daß eine von Kittler mit bedeutender Eigenart vertretene wissenschaftliche Richtung, die international zunehmend an Boden gewinnt, in der Person Kittlers von dieser Fakultät ausgeschlossen wird.

Das Ergebnis der Schwierigkeiten liegt vor Augen: Zur Begutachtung der Arbeit sind sieben Gutachter bemüht worden; zwei Kommissionsmitglieder haben unaufgefordert schriftliche Voten abgegeben. Fünf schriftliche Gutachten der engeren Fachvertreter sind positiv; ein

Gutachten eines engeren Fachvertreters ist negativ. Zwei Gutachten von Nicht-Fachvertretern sind negativ, eines ist positiv. Alle Gutachten zusammen erreichen den Umfang eines kleineren Buches. Alle Mitglieder der Habilitationskommission bis auf eines haben für die Annahme der Arbeit als Habilitationsleistung votiert. Stimmenthaltungen liegen nicht vor, die meist dann auftreten, |11| wenn es um die Frage geht, ob eine Arbeit gerade noch gut genug für die Anerkennung als Habilitationsleistung ist. Es geht hier vielmehr um eine Grundsatzentscheidung über ein außergewöhnliches Werk. Aus dem gleichen Grund war die Einarbeitung der Kritik des Negativgutachtens in das Kommissionsgutachten nicht möglich.

Vergessen wir angesichts dieser Sachlage nicht, daß die Wissenschaft großen Provokationen und einseitigen Thesen im allgemeinen mehr verdankt als rundum richtigen, ausgeglichenen, harmonisierenden und «gerechten» Büchern. Vor allem aber argumentiere man nicht damit, ein solches Buch sei keine Habilitationsschrift und von jedem anderen Platz aus könne ein solcher Vorstoß besser vorgetragen werden – der ganz ungewöhnlich begabte Verfasser wird, wie jeder weiß, bei uns nie einen anderen Platz finden, wenn er nicht hier und jetzt, in diesem Verfahren, habilitiert wird.

11

HANS-MARTIN GAUGER

Albert Ludwigs Universität Freiburg,
Deutsches Seminar 27. Februar 1984

Stellungnahme (Sondervotum) zur Arbeit von F. A. Kittler «Aufschreibesysteme 1800/1900»

Der Habilitationskommission gehörten an: Herr Kaiser als Referent, Herr Neumann und ich als Korreferenten, sodann Frau Guzzoni und die Herren Bosse (Akad. Ober- rat), Eggebrecht, Goetsch, Hermann, Marten, Pietsch (Student). Als «beratendes Mitglied» gehörte der Kommission auch Herr Schneider, früher Universität Freiburg, jetzt Universität Essen, an; er nahm an den Sitzungen nicht teil. Herr Marten gehörte der Kommission zunächst nur als Stellvertreter (für Herrn Schneider) an; er wurde am 13. Febr. 1984 zum Vollmitglied gewählt. Ein Mitglied, Herr Hermann, trat unter Hinweis auf Befangenheit zungunsten des Bewerbers (so seine eigene Erklärung) im frühen Verlauf der Beratung aus der Kommission aus. Der vorgelegten Arbeit (581 Seiten) wurde auf Anregung der Kommission eine Einleitung («Vorwort») nachgereicht (24 Seiten). Das Ergebnis der Schlussabstimmung in der Kommission war: acht Stimmen für die Anerkennung als Habilitationsleistung, eine Stimme dagegen (Gauger). Das von Herrn Kaiser verfasste und von den übrigen Mitgliedern der Kommission unterzeichnete Gutachten kann ich nicht übernehmen. Ich gebe daher eine eigene Stellungnahme ab; diese stimmt überein mit den Gutachten der Herren Schramm und Mauser, die vom Gemeinsamen Ausschuss zusätzlich angefordert wurden.

Zunächst zur Gutachterlage. Von den drei ursprünglichen Gutachten votieren zwei positiv und eines negativ: die Gutachten von Herrn Kaiser und Herrn Neumann votieren positiv, mein Gutachten negativ. Zu diesen drei Gutachten, die zunächst Gegenstand der Beratung waren, kamen sechs hinzu. Zunächst zwei |2| aus der Kommission selbst: ein Gutachten von Herrn Marten und eines von

Herrn Schneider; diese beiden Gutachten votieren positiv. Sodann kamen zwei Gutachten aus unserer Universität hinzu, die – auf Vorschlag der Kommission – vom Gemeinsamen Ausschuss angefordert wurden: ein Gutachten von Herrn Schramm und eines von Herrn Mauser; diese beiden Gutachten kommen zu einem negativen Votum. Schliesslich wurden vom Gemeinsamen Ausschuss – wiederum auf Vorschlag der Kommission – auswärtige Gutachten angefordert. Es gingen zwei Gutachten ein, die beide positiv votieren (das Gutachten von Herrn Frank, Genf, und das von Herrn Pütz, Bonn). Diese beiden Gutachten wurden von Mitgliedern der Kommission vorgeschlagen, die für die Arbeit votiert hatten. Die Herren Schöne (Göttingen) und Brinkmann (Tübingen), die ich vorgeschlagen hatte (und mit denen die andere Seite einverstanden war), sowie die Herren Hinck (Köln) und von Matt (Zürich), mit denen ich einverstanden war, lehnten es ab, ein Gutachten zu erstellen. Daraus darf natürlich nicht gefolgert werden, dass sie negativ votiert hätten. Ich lege jedoch Wert auf den Hinweis (und es geht mir dabei ausschliesslich um diesen Punkt), dass die Vorschläge Pütz und Frank nicht von mir, sondern von der anderen Seite kamen.

Also neun Gutachten insgesamt: davon sechs positiv votierend (Kaiser, Neumann, Marten, Schneider, Frank, Pütz), drei negativ (Gauger, Schramm, Mauser); sechs Gutachten aus Freiburg (Kaiser, Neumann, Gauger, Marten, Schramm, Mauser), drei von auswärts, darunter nur zwei eigens angefordert (Frank, Pütz; zusätzlich: Schneider); sechs Gutachten von Fachvertretern im engeren Sinn (Kaiser, Neumann, Mauser, Frank, Pütz, Schneider), drei von Fachvertretern im weiteren Sinn (Schramm, Marten, Gauger). Besonderes Gewicht – und hiermit nehme ich zum ersten Mal in dieser Stellungnahme eine Bewertung vor – kommt dem Gutachten von Herrn Mauser zu: es entstand in Unkenntnis aller übrigen vorliegenden Gutachten, nimmt daher nirgends auf ein anderes Gutachten Bezug, und es ist das eines Fachvertreters im engeren Sinn. Was den letzteren Punkt angeht, eine Anmerkung. Mit gutem Grund [3] ist die Habilitation nicht einem Institut, also etwa – in diesem Fall – dem «Deutschen Seminar, Abteilung Neuere Literatur», aufgetragen, auch nicht den einzelnen Philosophischen Fakultäten, sondern – im Gemeinsamen Ausschuss verkörpert – allen vier Philosophischen Fakultäten zusammen. Dem sogenannten «Nicht-Fachvertreter», dem Vertreter also einer anderen philosophischen und/oder historischen Disziplin, ist dabei nicht selten die wichtige Funktion des Korrektivs zugewiesen:

dies Korrektiv von aussen kann, bei Habilitationen nicht anders als bei Berufungen, vor möglicher Binnenblindheit schützen. Es besteht daher kein Anlass, insbesondere wenn es um die prinzipielle Frage geht, ob eine vorgelegte Arbeit wissenschaftlich ist oder nicht, das Gewicht von Stellungnahmen nicht unmittelbar zum Fach gehörender Wissenschaftler geringer zu veranschlagen. Im übrigen: unter den Gutachten, die gegen diese Arbeit votieren, ist, {wie hervorgehoben}, auch das eines Fachvertreters im engeren Sinn.

{Mein}<Der> Einwand gegen die von F.A. Kittler vorgelegte Arbeit ist, dass sie unwissenschaftlich ist. Sie ist unwissenschaftlich in einem doppelten Sinn. Erstens ist sie unwissenschaftlich in Ausrichtung und Anlage insgesamt: ein prinzipielles Verfehlen des Wissenschaftlichen. Zweitens ist sie unwissenschaftlich auf Grund von Verstössen gegen elementare Grundsätze wissenschaftlichen, speziell philologischen Arbeitens; hier geht es um Unzulänglichkeiten: die Arbeit reicht hier an das Wissenschaftliche nicht heran.

Zum ersteren. Der in einem ganz fundamentalen Sinn unwissenschaftliche Charakter dieser Arbeit liegt darin, dass sie nicht darstellt, sondern inszeniert: sie zielt auf *Suggestion*, nicht auf *Argumentation*. Sie verlässt somit nicht allein den Bereich des Wissenschaftlichen, sondern auch den des Rationalen; genauer: sie betritt gar nicht (oder kaum je) den Bereich, in dem – sei es im Sinn einer wissenschaftlichen Untersuchung oder in dem eines Essays – *argumentiert* wird. Diese Arbeit ist also auch kein Essay. Mein Einwand gegen sie ist folglich nicht, dass sie «essayistisch» sei. In dieser Hinsicht wäre Toleranz angezeigt [4] (wobei man sich über den Begriff des «Essayistischen» zu verständigen hätte). Mein Einwand ist vielmehr, dass diese Arbeit nicht rational – durch Beobachtung und Argument – zu beweisen sucht, sondern dass sie *inszeniert*. Sie inszeniert im Sinne eines «geistreich verfügenden Kombinierens» (W. Mauser, S. 17), wobei diesem Kombinieren, diesem oft gewaltsamen, sturen und keineswegs immer geistreichen Verbinden – unbestritten – beträchtliche Belesenheit zugutekommt. Ohne Zweifel kennzeichnet diese Arbeit – dies zeigt insbesondere ihre kompositorische und sprachliche Form – eine Nähe zur «schönen» Literatur. Diese Nähe erklärt «eine gewisse Faszination (Verlockung)», die von ihr ausgeht (W. Mauser, S. 20). Wohlverstanden: es geht dabei nicht um guten Stil, es ist nicht so, dass hier Ergebnisse «schön» dargeboten würden; es geht also nicht um Literarisierung im Stilistischen, gegen die nichts oder

wenig einzuwenden wäre, sondern um Literarisierung in der Substanz selbst. In der «schönen» Literatur braucht in der Tat nicht argumentiert, hier darf inszeniert und suggeriert werden.

Eine Anmerkung, an dieser Stelle, zur sprachlichen Form. Sie ist nicht nur und nicht in erster Linie durch «eigenwillige Terminologie» gekennzeichnet. Dies wäre nicht schlimm. Sie kennzeichnet sich vor allem durch unernste, selbstgefällige Verspieltheit, oft durch gequälte Witzelei, oft auch durch schlichte Unverständlichkeit. Sie ist insgesamt nicht angemessen. Die elektronische Metaphorik, die sie sich zu eigen macht, ist nicht erhellend, sondern verschleiern. Sie ist ein Element jener Inszenierung, jener Suggestion: sie suggeriert einen tatsächlich nicht existierenden argumentativen Zusammenhalt; sie suggeriert Wissenschaftlichkeit.

Zum zweiten, zur Nichtbeachtung wissenschaftlicher (philologischer) Grundsätze. <Hier sind> Drei Punkte {sind} zu nennen: <erstens> diese Arbeit diskutiert nicht; <zweitens> sie begründet nicht ihr Vorgehen; <drittens> sie ist auf eine unwissenschaftliche – also nicht tolerierbare – Weise einseitig. *Erstens.* Diese Arbeit setzt sich so gut wie gar nicht mit anderen Arbeiten auseinander (das ausführliche Literaturverzeichnis darf hierüber nicht täuschen; auch nicht die äusserst summa[5]rischen Hinweise des nachgereichten «Vorworts»). Sie ist extrem diskussionsunwillig. Sie bedürfte aber – gerade in ihrem Anspruch – der Auseinandersetzung mit anderen in besonderem Mass: zunächst muss sich, was als neu auftritt, in kritischer Auseinandersetzung mit dem Bisherigen legitimieren (hierzu G. Schramm, S. 1); sodann erfordern die zahlreichen generellen Aussagen und Kennzeichnungen dieser Arbeit solche Auseinandersetzung mit anderen. Es ist also keineswegs so, dass diese Arbeit von ihrem Ansatz her einer Auseinandersetzung mit anderen <nicht> bedürfte. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Wissenschaft, ein prinzipiell kollektives und kommunikatives Unternehmen, steht und fällt mit dem Bemühen um Auseinandersetzung mit anderen. Hier also ist schlicht Unzulänglichkeit, gravierende Unzulänglichkeit. *Zweitens.* Diese Arbeit weigert sich, von unzureichenden Ansätzen im «Vorwort» abgesehen, ihr Vorgehen zu begründen. Sogar der zentrale im Titel erscheinende Begriff des «Aufschreibesystems» wird nirgends erläutert (abgesehen, wiederum, vom nachgelieferten Vorwort I-III: aber dies ist wiederum ganz unzureichend). Die Explikation dieses Begriffs wird erst von den Gutachten geleistet {(Gutachten Gauger, Mehrheitsgut-

achten).} Speziell das zusammenfassende Gutachten der Mehrheit spiegelt hier – in der Darlegung von Fragestellung und Ergebnissen – eine Stringenz der Arbeit vor, die sie keineswegs kennzeichnet. In dieser fehlenden Begründung des Vorgehens liegt eine weitere schlichte und gravierende Unzulänglichkeit. *Drittens.* Diese Arbeit ist extrem einseitig. Auch hierin liegt eine gravierende Unzulänglichkeit. Diese Einseitigkeit geht über das Tolerierbare hinaus. Es geht da nicht um Übertreibung oder um Überspitzung oder gar um «Ausblendung», wie sie Gegenstand und/oder Methode bedingen können. Die Arbeit ist einseitig in doppelter Hinsicht. Erstens in der Auswahl der herangezogenen Texte: es wird nur ausgewählt, was in das vorausgesetzte Schema passt (hierzu W. Mauser, S. 6, S. 8). Wer aber generelle Aussagen über einen Zeitabschnitt macht, darf nicht einfach dasjenige Material weglassen, das zur Aussage nicht passt. Eben dies geschieht hier in ausserordentlichem Mass. Zweitens ist die [6] Arbeit einseitig in der Auslegung der gewählten Texte selbst. Demnach sowohl eine unzulängliche Materialerkundung als auch eine unzulängliche Deutung des Materials. Man kann (und muss) es auch so sagen: ein insgesamt unkritischer, also unwissenschaftlicher Umgang mit Texten. Es fehlt nahezu durchgehend an philologischer Verlässlichkeit. Im Gutachten von W. Mauser wird dies in einem Fall (aber die Beispiele liessen sich leicht vermehren) so ausführlich wie eindrücklich dargelegt: am Fall Joachim Heinrich Campe. Dieser Autor (Pädagoge, Jugendschriftsteller, Sprachforscher) ist für die Arbeit eine in jeder Hinsicht zentrale Figur. W. Mauser kritisiert hier zu Recht (S. 10-14):

{-}<1> dass die am wenigsten zitierfähige Ausgabe verwendet wird,
 {-}<2> dass dieser Text manipulativ verwendet wird («Naschwerk!»),
 {-}<3> dass dieser Text, der unbedingt hierher gehört, aber zur These des Verfassers nicht passt, praktisch unberücksichtigt bleibt.

Die Einseitigkeit dieser Arbeit hat nichts zu tun mit jener oft erfrischenden Art von Zuspitzung oder Überspitzung, wie sie sich bei Neuere{m}<rn> gelegentlich findet. Was hier vorliegt, ist qualitativ Anderes, nämlich eine Art von Erkenntnisnihilismus, die mit dem «ästhetischen» Charakter dieser Arbeit zusammenhängt. Ich erhebe den Vorwurf der Einseitigkeit nicht im Sinne eines Plädoyers für «Ausgewogenheit», die sich nach allen Seiten abzusichern sucht. Darum geht es nicht. Es geht mir schlicht um Rationalität. Es ist unstatthaft, denjenigen, der sich um

die Absicherung seiner Thesen, um ihre Übereinstimmung mit der gemeinten Wirklichkeit in Auseinandersetzung mit anderen redlich müht, abzuwerten. Wissenschaft ist nichts anderes als diese Arbeit. Es geht nicht an, evidente Schwächen {dieser}<der hier vorgelegten> Arbeit in Stärken umzustilisieren.

Zum nachgereichten sogenannten «Vorwort» will ich nur dies anmerken:

{-}<1> Es unterscheidet sich vorteilhaft in Inhalt und Diktion von der Arbeit selbst. Insoweit zeigt es, dass der Verfasser auch anders kann. [7]

{-}<2> Es hat mit der Arbeit wenig zu tun.

{-}<3> Es versucht, die Arbeit als historisch, empirisch und als positivistisch auszugeben. Die Arbeit selbst ist aber weder durch Historizität, noch durch umsichtige Empirie noch gar, wie auch Frank zu bedenken gibt, (S. 3), durch Positivismus gekennzeichnet. So wird zum Beispiel, nie konkret gezeigt, wie ein Autor lesen und schreiben, wie er überhaupt gelernt hat; auch wird nie konkret gezeigt, ob und wie «Maschinen» eingewirkt haben können auf «produzierte» Literatur.

{-}<4> Es entkräftet nicht die schwerwiegende Kritik an der Arbeit selbst.

Soweit meine formalen Einwände zu dieser Arbeit. Nun ist die Möglichkeit in Rechnung zu stellen oder jedenfalls nicht von vorneherein von der Hand zu weisen, dass es trotz formaler Mängel zu gewichtigen Einsichten kommt. Dies ist, soweit ich sehe, nicht der Fall. Inhaltlich erscheint mir die Gesamtaussage der Arbeit schlicht als falsch: Die Kultursituation der beiden «Zeitpunkte» 1800 und 1900, ihr «literarisches Nachrichtennetz» (Vorwort, S. IV), diese beiden «Zustände von Literatur» (S. VII), wie es informationstheoretisch heisst, sind falsch rekonstruiert. Es handelt sich in dieser Arbeit durchgehend um unzulässige Verallgemeinerungen von Randphänomenen. Das «Aufschreibesystem» von 1800 ist kein «Mutterdiskurs», das von 1900 kein «Maschinendiskurs». Die Rolle der Mutter um 1800 wird überschätzt, ihre Rolle um 1900 unterschätzt. In Wirklichkeit gab es um 1800 einen «Mutterdiskurs» als ein Element neben anderen im allgemeinen Diskurs um 1800. Was der Verfasser hier «statuiert», ist einem Teil der romantischen Literatur abgelesen. Von dieser Literatur (auch von Lehrbüchern) wird dabei unkritisch auf Wirklichkeit rückgeschlossen. In ähnlicher Weise gibt es um 1900, als ein Element neben anderen, einen «Maschinendiskurs». An der historisch literarischen Wirklichkeit, an ihrem *zusammengesetzten* Charakter ist diese Arbeit uninteressiert. Sie

ist eine poststrukturalistische Konstruktion von geringem Wirklichkeitsgehalt. Abstruse Einzeldeutungen, wie z.B. die Deutung des Teufelspakts im «Faust» als Herstellung eines «Beamtenverhältnisses» (S. 29), lasse ich beiseite.

Die Arbeit von F.A. Kittler ist nicht die einer bestimmten wissenschaftlichen Schule, obgleich sie Vorbilder und (in gewissem Sinn) einen durchaus [8] modischen Charakter hat (vgl. W. Mauser, S. 1/2; H.-M. Gauger, S. 15: vgl. auch Vorwort S. V und X). Ich halte es für unzulässig, das Pro und Contra um diese Arbeit auf einen Schul- oder Richtungsstreit zu verkürzen. Darum geht es in keiner Weise. Durch eine Nicht-Anerkennung dieser Arbeit würde nicht eine bestimmte Schule oder Richtung, etwa die «Diskursanalyse», aus unseren Fakultäten ausgeschlossen. W. Mauser: «Es gibt eine Reihe von diskursanalytischen Untersuchungen (G. Neumann, H. Gallas, J. Hörisch u.a.), die die elementaren Voraussetzungen von Wissenschaftlichkeit (Textcorpus, Deutung) nicht missachten...» (S. 21). Es geht ausschliesslich um die hier vorgelegte Arbeit und deren spezifische Ausprägung.

Ich sehe auch nicht, inwiefern diese Arbeit unsere «Urteilsmassstäbe» in Frage stellt. Was Urteilsmassstäben nicht genügt, stellt diese nicht notwendig in Frage. Gewiss: wir müssen uns vor «akademischer Beckmesserei» hüten. G. Schramm hebt es ausdrücklich und sehr zu Recht hervor: «wir sind aufgerufen, das Neue, Unkonventionelle ernstzunehmen und uns der Gefahr bewusst zu sein, dass Universität ohne Innovation, ohne provozierende «Regelverstösse» in Routine erstarren muss» (S. 2). Diesem Gebot müssen wir uns stellen – in der Tat. Es gilt aber auch, was G. Schramm sodann ausführt: «Wie für keine andere akademische Leistung steht für eine Habilitation ein viele Fächer übergreifendes Kollektiv gerade. Und man darf verlangen, dass ein Habilitand diesem Kollektiv ... seine Erkenntnisse so darlegt, dass sie verstanden und kontrolliert werden können. Ja, das Kollektiv muss wissen, dass es selber nach den Habilitationsleistungen beurteilt wird, die es anerkennt.» Dies nämlich ist die jener «Beckmesserei» entgegengesetzte Gefahr: dass unter dem Deckmantel von Grosszügigkeit und Toleranz gleichsam alles möglich wird.

Es sind nicht die «Regelverstösse», die Abweichungen im Stil, die Respektlosigkeiten, die Schrulligkeiten und Albernheiten, die Arroganz in der Absetzung von anderen, die abstrusen Einzeldeutungen, die schwere Verständlichkeit der Arbeit, die mich stören. Genauer: sie stören mich allenfalls, bestimmen aber nicht mein Votum. An der

Zustimmung hindert mich nur dies eine: dass sich diese Arbeit nicht einlässt – ich kann dies nur pathetisch sagen – auf den Ernst wissenschaftlicher Rationalität, dass |g| sie etwas ganz anderes als ein solches Sich-Einlassen ist. Hier hört für mich – wissenschaftlich – alles auf. Mit der Anerkennung dieser Arbeit wäre, befürchte ich, ein weitreichender Präzedenzfall geschaffen.

Eine Habilitation ist kein allgemeiner Begabungstest. Aus der Habilitationsschrift muss, laut Habilitationsordnung, die «Eignung zu der einem Universitätslehrer seines wissenschaftlichen Fachs ... aufgegebenen Forschungstätigkeit hervorgehen». Eine Habilitation ist demnach ein *spezifischer* und kein allgemeiner Begabungstest: sie ist kein Test auf allgemeines gedankliches «Niveau» oder dergleichen. Dass {der}<dieser> Bewerber über «Begabung» verfügt – ich meine freilich vor allem im Sinne jener «verlockenden» quasi ästhetischen Fähigkeit zur Inszenierung – steht ausser Zweifel. Ein Dummkopf oder auch ein Durchschnittsakademiker legt eine solche Arbeit nicht vor. Die hierin liegende Ungerechtigkeit, ja Tragik, verkenne ich {nicht}<keineswegs>.

Ich bitte jedes Mitglied des Gemeinsamen Ausschusses dringend, sich durch Lektüre der Arbeit selbst einen *eigenen* Eindruck von ihr zu verschaffen. Diese Arbeit gewinnt dadurch, dass man sie nicht liest. Und sie verliert dadurch, dass man sie genau und *kritisch* liest. Man erliegt dann weniger ihrem zähen Redegeflecht und {dessen}<ihrer> «einspinnender Kraft».

Eine letzte Anmerkung. Nach meiner Meinung können Gastprofessuren oder Referate auf wissenschaftlichen Tagungen, deren Zustandekommen und Absolvierung dann zudem noch zu diskutieren wären, *nicht* einbezogen werden in die hier anstehende Überlegung: Gegenstand dieser Überlegung kann nur die Arbeit sein, die vorgelegt wurde.

HANS-MARTIN GAUGER

Nachwort
Februar 2012

Dass die Gutachten zu der so ganz ungewöhnlich erfolgreichen Habilitationsschrift von Friedrich Kittler hier publiziert werden, freut mich sehr. Den Plan, sie zu publizieren, hatte ich selbst schon in den neunziger Jahren, aber er hat sich damals zerschlagen oder – ich habe ihn mir zerschlagen lassen. Raimar Zons beim Fink Verlag wollte ein Nachwort von Friedrich Kittler dazusetzen, was mir nicht gefiel. Aber seit langem finde ich, dass ich da hätte zustimmen müssen. Der Campus Verlag war ebenfalls bereit, wollte aber einen begleitend erläuternden Text, doch war ich da gerade mit anderem beschäftigt. Hinzu kam, dass ich ja unter den Gutachtern Partei war, denn ich gehörte dazu. So hätte ich da überaus vorsichtig sein müssen, was mir auch nicht so lag.

Friedrich Kittlers früher Tod ging mir nahe. Wir haben uns nach dem Habilitationskolloquium nur dreimal gesehen (übrigens habe ich, was dieses Kolloquium betraf, für seine Habilitation gestimmt). Das erste Mal sah ich ihn ein Jahr später wieder – in Dubrovnik, wohin uns beide und viele andere («die üblichen Verdächtigen») Hans Ulrich Gumbrecht eingeladen hatte. Kittler war damals schon mit «Sepp» befreundet, meine Freundschaft mit diesem bahnte sich erst an. Damals kam es zu keinem Gespräch zwischen Kittler und mir, was an mir lag, denn mir war bei diesem Zusammentreffen, so kurz danach, unwohl. Ich dachte, er müsse mir böse sein, was, vermute ich jetzt, aber gar nicht so war. Dann trafen wir uns zehn oder fünfzehn Jahre später zufällig in einem Freiburger Café. Er war, als er mich sah, freundlich überrascht und bat mich sofort, mich zu ihm zu setzen. Darüber, dass unser Gespräch nichts von Ranküne hatte, freute ich mich. Außerdem war er da ja längst ein berühmter Mann. Dann traf ich ihn im Oktober 2009, als er in Freiburg einen Vortrag hielt, den ich hören wollte. Da war ich nun erschüttert über das Aussehen und die Gebrechlichkeit des acht Jahre Jüngeren. Er musste auf das Podium hinaufgestützt werden. Da war er

auch sehr gerührt durch das Wiedersehen mit Freiburg, nannte einleitend mit bewegter Stimme Martin Heidegger und Hugo Friedrich. Er hätte wirklich auch Gerhard Kaiser nennen können, denn akademisch hat in Freiburg niemand so viel für ihn getan. Den Vortrag, obwohl unverkennbar auch vom Alkohol gezeichnet, absolvierte er mit großer Intensität, ja mit etwas wie Magie. Dabei wurden mir auch die erheblichen narrativen Qualitäten wieder deutlich, die ihm zu Gebote standen und die ich schon in der Habilitationsschrift wahrgenommen hatte. Es ging um die Entwicklung der Fernmeldetechnik von Napoleon an bis hin zur Maueröffnung in Berlin. Nachher ging ich aufs Podium, um ihm hinunterzuhelfen. Der Arzt habe ihm gesagt, sagte er heiter, als ich ihn unterfasste, unter gar Umständen dürfe er noch einmal hinfallen. Dann fuhr ich ihn im Auto, denn zu Fuß wäre es kaum gegangen, den kurzen Weg vom Konzerthaus zum Münsterplatz, zum «Oberkirch», wohin der Veranstalter, sein Freund Rolf Günter Renner, noch geladen hatte. Diese Begegnung hat sich mir tief eingepägt. So wie er damals war, sehe ich ihn vor mir, während ich dies schreibe: wohlgelaunt, entspannt, freundlich, souverän über seiner Krankheit stehend.

Seine Habilitationsschrift hat mich, als sie anstand, lange und intensiv beschäftigt. Sie führte auch zu mehreren Gesprächen, von denen mir das mit Gerhard Neumann besonders naheging. Ich war in der Kommission, die die Fakultät eingesetzt hatte, genauer: der «Gemeinsame Ausschuss» der damaligen vier philosophischen Fakultäten hatte dies zuständigkeitshalber getan. Für mich war dies alles nicht ohne Tragik, denn ich hatte von vorneherein das Gefühl, dass es Friedrich Kittler selbst war, der mich in der Kommission haben wollte, und tragisch wurde es für mich, als mir nach der Lektüre klar wurde, dass ich da nicht «ja» sagen können würde. Irgendwann vor Abschluss der Habilitation sagte ich Gerhard Kaiser, ich befürchtete, dass Kittler selbst mich als Gutachter wollte, worauf er lakonisch nur sagte: «So ist es». Übrigens ist dies, was für Außenstehende überraschend sein mag, im Grunde ziemlich normal: der Habilitationsvater oder die Habilitationsmutter sprechen, denke ich, in der Regel mit den zu Habilitierenden ab, wen er oder sie der Fakultät als Gutachter und dann als weitere Mitglieder der Habilitationskommission vorschlagen, und die Fakultät stimmt dann ab, bringt oft weitere Vorschläge, sie stimmt auch nicht immer einfach zu. Kittler kannte mich, weil er übrigens sehr zurückhaltend, ohne sich an den Diskussionen eigentlich zu beteiligen, an einer Veranstaltung von mir teilgenommen

hatte, in der ich mich mit einem Interesse, das sich speziell auf zur Sprache Gesagte richtete, mit Jacques Lacans *Le Séminaire. Livre XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse* herumschlug. Ich erinnere mich, was ihn betraf, nur an seine große Aufmerksamkeit.

Etwas anderes bestimmte mich zu meinem Verhalten, das mit Kittler gar nichts zu tun hatte. Ich hatte einige Jahre zuvor ein Gespräch mit einem Kollegen, der mir sagte, er sei aus einer Habilitationskommission ausgetreten, weil er gegen die vorgelegte Arbeit gewesen sei. Da habe ich mir vorgenommen, dass ich dies, sollte ich einmal selbst in diese Lage kommen, keinesfalls tun würde.

Nun liegen die Gutachten, ich glaube wirklich alle, gedruckt vor und dies genau so wie sie damals verlesen wurden oder zur Einsicht im Büro des «Gemeinsamen Ausschusses» auslagen. Dazu kamen das zusammenfassende «Kommissionsgutachten» von Gerhard Kaiser und mein ebenfalls zusammenfassendes «Sondervotum», die beide in der Sitzung des Gemeinsamen Ausschusses verlesen und ausführlich diskutiert wurden, in der über die Frage entschieden wurde, ob die vorgelegte Arbeit *Aufschreibesysteme 1800/1900* als schriftliche Habilitationsleistung für das Fach Deutsche Philologie anzuerkennen sei. Übrigens war dies für mich entscheidend: «für das Fach Deutsche Philologie». Eine Habilitation ist ja immer für ein bestimmtes Fach, sie ist nicht eine allgemeine Begabten- oder Belesenheitsprüfung. Und in dieser Fachorientiertheit liegt auch ein sachliches Problem: Was geschieht mit jemand, der schon in und mit seiner Habilitationsschrift eigentlich ein neues Fach begründen will oder faktisch begründet?

Alle Gutachten liegen genau so vor, wie sie damals vorlagen, ohne – nicht einmal – die «stilistischen Verbesserungen» im Sinne etwa der Protokolle der Bundestagsreden, wie sie der Bundestagspräsident erlaubt. Dies setzt ja einen sehr reduzierten Stilbegriff voraus. Aber es ist ja auch wieder richtig, dass die Gutachten in jeder Hinsicht für die Drucklegung *unverbessert* vorliegen. Gerade in diesem Fall ist dies wichtig. Hier wird nach außen hin dokumentiert, wie eine Fakultät im schwierigen Fall einer Nicht-Übereinstimmung über eine alles andere als schulmäßige, sondern sehr ungewöhnliche Schrift, die zum Zweck der höchsten akademischen Qualifikation vorgelegt wurde, zu Rande kam, eine Qualifikation, bei der es ja nur noch um ein «ja» oder «nein» und nicht mehr um Prädikate geht. Und dies in einer schwierigen Zeit – schwierig, in dem Sinne zumindest, dass da die akademischen Vorgänge nicht mehr so geräuschlos liefen, so *gefährlich* geräuschlos, würde ich

dezidiert hinzusetzen, wie in den Jahren vor 1968. Denn die Nachwehen der achtundsechziger Jahre waren damals in der Tat noch nicht beendet. Und noch einmal: die *Aufschreibesysteme* waren ungewöhnlich, sie sind es für viele noch immer, und ungewöhnlich ist es entsprechend auch, dass es zu einer für die Habilitation offiziell eingereichten Arbeit negative Stellungnahmen gibt – in diesem Fall waren es also, zusätzlich zu meiner, welche die erste war, noch zwei weitere. Ich denke, man wird bei der Lektüre feststellen, dass in den *positiven* Gutachten (und nun spreche ich nur von diesen) viel Sachverstand zusammenkam und auch viel Sensibilität, die hier unmittelbar zum Sachverstand gehört, besonders in denen von Gerhard Kaiser und Gerhard Neumann.

So weit zum Objektiven. Subjektiv ist es mir in Bezug auf Friedrich Kittler, der mir etwas unheimlich, aber nie unsympathisch war, und dann in Bezug auf seine, wie nicht nur die Nachrufe zeigten, sehr große und offensichtlich von seiner Persönlichkeit getragene Wirkung sehr wichtig, dass es falsch ist zu meinen, es seien ihm durch die deutsche Universität und speziell in Freiburg ständig Knüppel zwischen die Beine geworfen worden. Nein, auch hier war sogleich eine und eigentlich kaum erschütterbare solide Mehrheit für ihn. Es ging eben mit der Habilitation etwas länger. Auch und vor allem wegen der zusätzlich eingeholten Gutachten, durch welche die Kommission sich zu vergewissern suchte.

Für mich kommt mit dieser Publikation etwas zum Abschluss, zu einem Abschluss, meine ich, wie es ihn bei so etwas überhaupt nur geben kann: zu einem partiellen. Ich danke Claus Pias und auch meinem Freund Joachim Nettelbeck, dem hochverdienten Sekretär des Wissenschaftskollegs zu Berlin, der Pias auf meinen Leserbrief in der «Frankfurter Allgemeinen» aufmerksam gemacht hat, in dem ich aus gegebenem traurigen Anlass auf Kittlers Freiburger Habilitation zurückkam.

MANFRED SCHNEIDER

Postscriptum

Februar 2012

Wenn die wichtigsten Aktenstücke zum Habilitationsverfahren von Friedrich Kittler, das sich über knapp zwei Jahre hinweg von 1982 bis 1984 erstreckte, in dieser *Zeitschrift für Medienwissenschaft* zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können, ist das Friedrich Kittler selbst zu verdanken. Er hat die kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft an den deutschen Hochschulen etabliert und damit auch die Möglichkeit und Notwendigkeit eines Fachperiodikums, das ein Forum für den Austausch und die Debatte zur Verfügung stellt. Das Dossier der Gutachten sowie das von Friedrich Kittler auf Verlangen der Habilitationskommission nachgereichte «Vorwort» erlauben ein Studium, wie sich vor nahezu dreißig Jahren das neue wissenschaftliche Paradigma trotz starker Widerstände in einer akademischen Institution durchsetzte. Längst nimmt das als germanistische Habilitationsschrift eingereichte Buch *Aufschreibesysteme 1800/1900* in der Disziplin, die es mit zu begründen half, kanonischen Rang ein. Der Preis dafür ist nicht gering. Fast alle sonst an dem Verfahren der Habilitation Beteiligten, Zustimmende und Ablehnende, leben noch; der Mann, um dessen akademische Qualifikation es damals ging, ist im vergangenen Jahr gestorben. Die Nachrufe und Würdigungen anlässlich von Friedrich Kittlers Tod machen klar, dass dieser inzwischen weit über die Grenzen des Akademischen hinaus berühmte, einzigartig kühne und intellektuell unerreichte Autor und Wissenschaftler ein Werk von großer Wirkung geschaffen hat. Lehrreich sind die Dokumente zu seiner Habilitation allein schon darum, weil sich hier eine akademische Institution mit einem Werk auseinandersetzen musste, das ihrem eigenen funktionellen Unbewussten gewidmet war. Die medialen und institutionellen Gegebenheiten von Wissenschaft selbst stehen in diesem Buch zur Erkenntnis an.

Die *Aufschreibesysteme 1800/1900* sowie das erzwungene «Vorwort» sind auf einer elektrischen IBM 72-Schreib-

maschine mit drei austauschbaren Kugelköpfen in der Schriftart Courier normal, petit und kursiv geschrieben. Auch Fettdruck zählt zum Darstellungsrepertoire der Maschine. Der Kugelkopf, auf dem die Typen rundum plastisch niedergelegt sind, lässt sich bei der Bewegung entlang der Zeile über Zugseile in beiden Richtungen auf einer vertikalen Achse drehen und in der horizontalen Ebene auf vier Stufen kippen. Beim Anschlag wird der Kugelkopf nach rechts oder links in Stellung gebracht, um dann die gewünschte Type aufs Papier schlagen zu lassen. Diese in den sechziger Jahren von IBM zur Verfügung gestellte Technik erlaubte es, auch Manuskripten bereits das typographische Ansehen von Büchern zu geben. Der Autor, dem mehrere Kugelköpfe mit unterschiedlichen Zeichensätzen zur Hand waren, konnte so die beiden Funktionen Manuskripterstellung und Satz integrieren.

Der Autor Friedrich Kittler gab in seinem «Vorwort» daher der Kommission unmissverständlich zu verstehen, dass der Leser der *Aufschreibesysteme 1800/1900* keine Qualifikationsarbeit in Händen hielt, sondern ein Buch. Dieses Buch, das die Literatur der beiden Epochen 1800 und 1900 auf ihre fundamentalen Operationen der Datenverarbeitung hin durchsichtig machen will, steht selbst noch unter den Bedingungen einer anspruchsvollen mechanischen Schreibtechnologie, deren Handhabung heute von Computerbefehlen trivialisiert worden ist. Aber Computertechnologie und Kybernetik haben bereits an diesem Buch mitgeschrieben, das sich über manche akademische Standards hinwegsetzt.

Die Gründe, warum Friedrich Kittler das «Vorwort» nicht in die später veröffentlichte Version seines Buches aufgenommen hat, sind nirgendwo ausgesprochen, aber auch nicht schwer zu errahnen. Denn das Buch (wie das Vorwort) erörtert und zeigt den Verbund von Techniken und Institutionen als wesentliche historische Grundlegung von Reden und Schreiben. Hätte der Autor in konventioneller Form noch einmal die theoretischen und methodischen Prämissen des eigenen Buches erläutert, dann hätte er das eben neu formulierte eigene Paradigma außer Kraft gesetzt. Ein Aufschreibesystem operiert unter anonymen Befehlen und daher vorwortlos. Eine Institution, die keine Bücher liest, sondern Vorworte, konnte sich durch ein vorwortloses wissenschaftliches Werk herausgefordert und desavouiert fühlen. Das erklärt den Widerstand gegen die institutionelle Anerkennung des Buches.

Eine Habilitationskommission prüft in einem aufwändigen Verfahren, ob ein Bewerber oder eine Bewerberin die

Voraussetzungen erfüllt, die an den künftigen Inhaber eines akademischen Lehr- und Forschungsamtes zu stellen sind. Das verlangt das Gesetz der Institution. Das Gesetz unterstellt dabei notwendig, dass in der Institution das Wissen darüber, welche diese Voraussetzungen sind, unstrittig ist. Es muss nur kollegial und womöglich strittig entschieden werden, ob der Kandidat diese Voraussetzungen erfüllt. In der alten europäischen Universität wurde dies im Rahmen einer Disputation geklärt, wo der Kandidat zu beweisen hatte, dass er die Regeln des gelehrten Disputs beherrschte. Das war ein performativer Test. In moderner Zeit soll der Kandidat durch eine oder mehrere Schriften nachweisen, dass er etwas zur Erweiterung und Ergänzung des Wissens in seiner Disziplin beizutragen hat. Was aber diese Erweiterung und Ergänzung, das wissenschaftlich Neue, womöglich das Wegweisende sein soll oder darf, darüber kann das Gesetz nichts sagen. Es bleibt dem kollegialen Urteil überlassen. Die Freiburger philosophischen Fakultäten haben es sich mit diesem Buch nicht leicht gemacht. Und dies vor allem, weil einige Kollegen es nicht als Buch, sondern als Aufnahmebittschrift betrachteten.

Die Erfahrung zeigt, dass die großen innovativen Bücher in den Geisteswissenschaften stets mit einschneidenden Veränderungen des wissenschaftlichen Stils einhergehen. Die diskursbegründenden Bücher zeigen oft das gemeinsame Merkmal, dass sie die Systemgrenzen ihrer Disziplin überschreiten und in die Lebenswelt oder in die symbolische Welt einwirken, die sie beschreiben. Sie sind zugleich deskriptiv und performativ. Die Geschichte aber zeigt weiter, dass viele der großen innovativen Bücher der vergangenen 200 Jahre aus der Feder von Privatdozenten oder außerplanmäßigen Professoren kamen, denen zum Teil eine angestrebte ordentliche Professur von den zeitgenössischen Fakultäten verweigert wurde: Hegels *Phänomenologie des Geistes*, Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung*, Feuerbachs *Wesen des Christentums*, Marx' *Kapital*, Nietzsches *Geburt der Tragödie*, Freuds *Traumdeutung*, Spenglers *Untergang des Abendlandes*, Georg Simmels *Philosophie des Geldes*, Theodor Lessings *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*, Walter Benjamins *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, Michel Foucaults *Folie et déraison* oder auch Jacques Derridas *De la grammatologie*.

Warum schreiben ordinierte Professoren so schlechte oder zumindest so wirkungslose Bücher? Warum wehren sie sich gegen neues Wissen? Warum sterben die Autoren von großen Büchern häufig so früh? Vielleicht gibt auch darüber dieses Dossier eine Antwort.

Die Freiburger philosophischen Fakultäten stehen unter der biblischen Devise «Die Wahrheit wird euch frei machen», die hoch oben an der Stirnseite des 1911 eingeweihten Kollegengebäudes I mit goldenen Lettern in Stein gegraben wurde. Im Zeichen dieses biblischen Auftrags aus dem Munde des Gekreuzigten haben sich dann auch die Gutachter der *Aufschreibesysteme 1800/1900* daran gemacht, die Wahrheit dieses Buches zu prüfen, und einige von ihnen gaben der Ansicht Ausdruck, dass der Wahrheit nicht Genüge getan sei, dass den Sätzen in diesem Buches die Eigenschaft der Wahrheit abzuspochen sei. Ähnlich dachten vermutlich auch viele ehrenwerte Männer, die an den Sätzen Feuerbachs, Nietzsches, Simmels oder Benjamins geleckt hatten, ohne dass sich die Süße der Wahrheit auf ihren Zungen ausbreitete. So arbeiten Institutionen. Sie sind Träger des *juste milieu*.

Wir verdanken aber Friedrich Kittlers Buch *Aufschreibesysteme*, an dem sich manche Einzelheiten bestreiten ließen, keine Wahrheit, sondern die Erkenntnis, dass Wissen nicht voraussetzungslos ist und dass zu seinen eigenen, ihm selbst unzugänglichen Voraussetzungen die Pädagogik, Technik und institutionelle Kontrolle der Wort-, Gedanken- und Satzerzeugung zählt. Möge euch die fröhliche Wissenschaft davon freier machen!

Gerhard Kaiser Jg. 1927, ist Germanist und lehrte von 1966 bis 1990 Neuere deutsche Literaturgeschichte in Freiburg i. Br.

Gerhard Neumann Jg. 1934, ist Germanist und lehrte Neuere deutsche Literatur an den Universitäten Bonn, Erlangen, Freiburg i. Br. und München.

Hans-Martin Gauger Jg. 1935, ist Romanist und Sprachwissenschaftler und lehrte von 1969 bis 2000 in Freiburg i. Br.

Manfred Schneider Jg. 1944, ist Literatur- und Medienwissenschaftler an der Ruhr-Universität Bochum.

Gottfried Schramm Jg. 1929, ist Historiker und lehrte von 1964 bis 1994 Neuere und Osteuropäische Geschichte in Freiburg i. Br.

Peter Pütz (1935–2003) war Germanist und lehrte von 1970 bis 2000 in Gießen und Bonn.

Rainer Marten Jg. 1928, ist Philosoph und lehrte von 1969 bis zu seiner Emeritierung in Freiburg i. Br.

Manfred Frank Jg. 1945, ist Philosoph und lehrte von 1977 bis 2010 in Düsseldorf, Genf und Tübingen.

Wolfram Mauser Jg. 1928, ist Germanist und lehrte von 1964 bis 1993 Neuere deutsche Literaturgeschichte in Freiburg i. Br.

Friedrich Kittler (1943–2011) war Germanist und Medienhistoriker und lehrte in Bochum und Berlin.